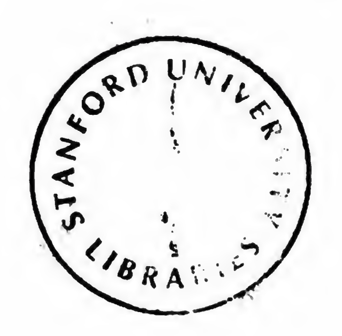
DER BILDSCHNITZER VOM ACHENSEE: ROMAN

Robert Schweichel




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Der Bildschnitzer vom Achensee.

Erster Band.

Der

Bildschnitzer vom Achensee.

Roman

von

Robert Schweichel.

Erster Band.



Berlin, 1873.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Auferstanden von den Todten.

Kein Haus von ganz Achenkirchen war mit einem so großen und schönen Heiligenbilde geschmückt, wie das des Ignaz Staudach, dessen Gehöft sich in dem schmalen Thale am weitesten gegen den Achensee vorschob. Das Bild, welches die heilige Jungfrau mit dem Kinde vorstellte, war erst vor wenigen Jahren frisch gemalt worden, und weithin leuchteten die goldene Krone und das blaue Gewand der Himmelskönigin von der südlichen Giebelwand über die Thalwiesen. Das vorspringende Dreieck des Daches schützte es gegen die Unbill des Wetters und rahmte es zugleich mit seinem Schnitzwerk ein; darunter, und die Front des Hauses entlang sich fortsetzend, lief die Galerie, deren Geländer ebenfalls zierlich geschnitzt

war. Ignaz Staudach hatte sich das Bild ein gutes Stück Geld kosten lassen und es verdroß ihn daher auch nichts mehr, als wenn dasselbe etwa von den Sommervögeln, den Touristen, getadelt wurde, die, aus dem Innthal herauf oder aus dem bairischen Oberlande herüberkommend, an dem blauen Achensee eine kurze Rast hielten. Aber dieser Verdruß des Hausherrn über den Tadel wurde weit überwogen von dem der Hausfrau über die Anziehungskraft des Bildwerks auf eine andere Gattung von Wandervögeln, die ohne Rücksicht auf die Jahreszeit das schmale Gebirgsthal durchstrichen. Das waren die Händler mit den Herrgöttern, die Slowaken mit ihren Mäuse- und Rattenfallen, die wandernden Musikanten, die Lumpensammler und jene Beduinen Tirols und Oberbaierns: die Dörcher und Laniger mit ihren Karren, die zugleich ihr Zelt sind. Diesem ganzen, landstreicherischen Gesindel schien die Freske zuzurufen: Kommt alle zu mir her, die ihr mühselig seid und beladen!

Diesem Hause, nach dem Bilde der Marienhof genannt, steuerte denn auch der zweirädrige, mit einem vielfach geflickten Plan bedeckte Karren oder Graten zu, welcher in der Bruthitze eines Augustmittags den Ufern der Ache folgte. Ein Mann und zwei Weiber

zogen den Karren, welcher mit irdenem Geschirr beladen war, und unter dem Plan guckte ein schmutziges Kindergesicht hervor. Der Mann ging zwischen den beiden Deichseln, die er mit den schwarzbraunen Händen hielt; die Weiber hatten ihre Zugleinen links und rechts an den eisernen Haken des Karrens befestigt. Alle Drei stampften mit nackten Füßen durch den Staub der Landstraße. Die Weiber trugen ihre Schuhe um den Leib gebunden; sie hatten ihre verschlissenen und geflickten Kattunröcke hochaufgeschürzt und rothe Tücher um' die Köpfe geschlungen. Der Mann war nur mit einem groben Hemde und leinenen Hosen, die von einem Riemen über den Hüften festgehalten wurden, bekleidet. Das Hemde war am Halse offen und ließ die braune, behaarte Brust sehen. Die grauen Stacheln eines acht Tage alten Barts umstarrten das hagere, verbrannte und bestäubte Gesicht. Ein abgenutzter, brauner Strohhut beschattete die schweißtriefende Stirn. An die Außenwände des Karrens waren einige krempenlose Filzhüte angenagelt, welche als Taschen dienten und Angelschnüre, Lumpen, Nägel, zerbrochne Hufeisen und einiges Handwerkszeug enthielten. An der Deichsel

hing ein kleines, roh zusammengefügtes Vogelbauer mit einem Kreuzschnabel und zwischen den Rädern trottete mit lang herausgestreckter Zunge ein Spitz. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und sträubte sich gegen die Schnur, mit der er angebunden war und von der er dann fortgezogen wurde. Einige Schritte hinter dem Karren folgte ein achtzehn- bis neunzehnjähriger Bursche mit einem erst einige Monate alten Kinde auf dem Arm. Seine Kleidung glich genau der des Mannes zwischen den Deichseln, nur hatte er ein rothes Tüchelchen um den Hemdkragen geschlungen, seine Oberlippe zierte der Flaum eines Schnurrbarts und auf dem dunklen, wirren Haar thronte die Ruine eines pariser Cylinders. Seine schwarzen Augen zuckten rasch und rastlos umher, gleich den Schwalben, die auf der Insektenjagd durch die flimmernde Luft schossen.

Das Kind auf seinem Arm war sein eigenes, wie auch das ältere, welches auf dem Graten saß. Er war der Schwiegersohn des alten Jos, der mit Frau und Tochter den Karren zog. Das junge Paar hatte die Römerfahrt gemacht, d. h. es hatte sich nach Rom durchgebettelt und den Papst um den Segen

seiner Ehe gebeten, da die Gemeinde, der es angehörte, ihm den Heirathsconsens verweigerte. Es hatte seinen Zweck denn auch erreicht und sich nach der Heimkehr gern ein paar Wochen lang in gesonderter Gefängnißhaft, womit das Gesetz derartige eben nicht seltene Extravaganzen ahndete, von den Mühseligkeiten der Wallfahrt ausgeruht. Sie alle waren aus Schönwies im obern Innthale gebürtig. Dieses Dorf, sowie die armen Weiler Stilfs und Mels sind die Heimstätten der Dörcher, welche, auf ihren Karren einen elenden Kram von Besen, Schaufeln, Hacken, hölzernen Löffeln, Töpfer- und Glaswaaren u. s. w. handelnd und bettelnd durch's Land fahren. Der Karren oder Graten, der zuweilen mit einer bejammernswerthen Schindmähre bespannt ist, ist dabei zugleich meistens ihre Schlafstätte. Wie die Indianer und Zigeuner haben sie geheime Wahrzeichen, durch welche sie während der Wanderschaft wichtige Kunde einander zukommen lassen. Zu Landeck aber versammeln sie sich jährlich am Kirchtage, um ihre Angelegenheiten zu besprechen, ihre Händel unter sich zu schlichten, ihre Erfahrungen auszutauschen und das Land unter sich zu vertheilen. Die Dörcher führen diesen Gebrauch auf die Zeit zurück, wo Herzog Frie-

drich mit der leeren Tasche als geächteter Flüchtling in Tirol umherirrte. So war er auch nach Landeck gekommen, wo er, als Spielmann verkleidet, am Kirchtage dem versammelten Volke seine Geschichte in Liedern vortrug und daran von ihm erkannt und jubelnd begrüßt wurde. Die Dörcher aber brüsten sich damit, daß sie die ersten gewesen seien, welche sich für ihn erklärt hätten. Ihre wandernde Lebensweise macht sie jedenfalls zu einem wirksamen Agitationsmittel unter der Bergbevölkerung, und sie mögen daher wohl im Rechte sein, wenn sie sich ein besonderes Verdienst um die Wiedereinsetzung des vertriebenen Herzogs zuschreiben. Aus demselben Grunde sah auch die Geistlichkeit keineswegs sehr scheel zu den Römerfahrten der Verliebten, und Papst und Kardinäle fügten zu dem Ehesegen gern noch ein Geschenk.

Friedl, der Schwiegersohn des alten Jos, wußte sich nicht wenig damit, daß er in Rom gewesen war und es kam ihm und den Seinigen mitunter auf den Höfen gut zu statten, daß er von dem heiligen Vater zu erzählen wußte. Er war verschmitzt und gewandt genug, das Gespräch darauf zu bringen und rührte damit das störrische Herz manchen Bauernweibs, sodaß die fromme Seele das Messer ein auch

wohl zwei fingerbreit tiefer an den Brodlaib setzte, oder einen tieferen Griff in die Mehlkiste that. Dabei sprang dann noch der weitere Vortheil heraus, daß sein Weib, oder die ehrwürdige Aeltermutter dieses und jenes unbemerkt mitgehen heißen konnte, was der Dörcher „finden" nennt, während seine Erzählung die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt hielt. Man sieht, der alte Jos besaß einen wahren Schatz an seinem Schwiegersohn und daß Friedl zudem ein guter Vater war, dafür bürgte schon allein sein Stand als freigeborner Dörcher.

Jetzt gewahrten seine hin und her schießenden Augen jenseits der Ache einen Bauer, der gebückt auf seinem Acker arbeitete. Friedl blieb stehen und sah ihm mit dem schadenfrohen Behagen eines Menschen zu, der auf Gottes weiter Welt nichts zu thun hat.

„Ihr habt wohl viel zu schaffen," rief er ihm nach einer Weile spöttisch zu.

„Ja," gab dieser zurück, „aber auch viel zu essen."

„Bei der Rauharbeit würd' mir nachher kein Bissen schmecken," verredete Friedl den erhaltenen Stich und weitergehend sang er, indem er dazu den Säugling auf seinem Arm wiegte:

„Also hob mar d'Leut krod für Korrn
Und löb'n frei lustig, frisch au,
Dar Spitzala laaft nöbmann Korrn,
Dar Kreuzschnobl hongt hint'n drau.
Dar Korrn dear is unsar Hütt'n,
Unsar Vich is dar Vogel und Hund,
Mar bleib'n bon find'n und bitt'n
Jo olli wiad Höcht'n so g'sund."

In sein Lied klang von dem Kirchthurm des großen Dorfs, zu dem eine Menge von Einzelhöfen die Vorhut bildeten, das Mittagsgeläut.

Ignaz Staudach saß mit Weib und Kind, mit den Knechten und Mägden auf dem kühlen, geräumigen Flur beim Essen, als der Karren vor dem Hause hielt.

„Das fehlt noch!" fuhr die Bäuerin auf und ihr noch vom Herdfeuer geröthetes Gesicht ward vor Aerger noch röther. „Nicht einmal sein Bischen Mittagbrod kann man vor dem Gesindel in Ruh' essen; geschwind, Kathrin, schließ die Thür!"

„Das hilft jetzt schon nichts mehr," äußerte ihr Mann bedächtig und veranlaßte dadurch die Magd, welche bereits aufgesprungen war, sich wieder hinzusetzen. „Sie haben uns schon gesehen, und es ist der alte Jos."

„Schau, wie Du Dich auskennst unter den Landstreichern!“ schalt die Frau und schob sich ein ungewöhnlich großes Stück Knödel in den Mund.

Ignaz machte verwunderte Augen. Denn wie sollte er den alten Jos nicht kennen? Kam dieser doch, so lange er auf dem Marienhof saß, fast jährlich durch Achenthal. Indessen schwieg er als friedliebender Ehemann. Böse Zungen behaupteten, daß er unter dem Pantoffel seiner Frau stände, was übrigens in Tirol gar nichts Seltenes ist. In schweigender Erwartung aßen alle weiter und das: „Pfüt Enk Gott!“ mit dem die Dörchermutter auf die Schwelle trat, blieb unerwidert, da dessen die Hausfrau nicht achtete.

Draußen hatte sich Jos auf das hinter dem Karren vorspringende Deichselende gesetzt und wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn. Seine Tochter, ein höchstens siebenzehnjähriges Geschöpf, hockte mit glührothem Gesicht auf einem Kloben, der beim Holzspalten als Unterlage diente, und gab dem Säugling die Brust, während der Erstgeborne vor ihr auf der Erde herumkroch. Friedl lehnte an dem Karren; er hatte auf der Straße einen Cigarrenstummel gefunden, den er von dem Staube reinigte und mit

einem Zündhölzchen, das er über seinen Schenkel rieb, in Brand setzte. Mit väterlichem Stolze und behaglich den Rauch von sich blasend, schaute er auf Weib und Kind. Er ließ sich in seinem Behagen auch nicht durch die keifenden Weiberstimmen stören, die aus dem Hause herausschrillten. Nur einmal hob er die Augen von den Seinigen, ließ sie über das stattliche Haus hinschweifen und grinste höhnisch. Jos aber stand nach einer kleinen Weile auf und trat in die Thüre.

Bescheidenheit gehört nicht zu den Tugenden der Dörcher. Nun hatte es die Alte überdies gereizt, daß ihr Gruß unerwidert geblieben war und so hatte sie ihre Bitte um einen Mund voll Essen vollends trotzig herausgestoßen. Da war die Bäuerin aufgefahren: „Jetzt kriegst erst recht nichts; geh Deiner Weg'. Mein Haus ist keine Bettlerherberg. Sie fressen Einem die Haare vom Kopf. Ich will ein für alle Mal' ein End' machen und mit Dir fang' ich an.“

„Ihr habt auch nicht all' Eure Lebtag' im Rohr gesessen,“ zischte die Alte giftig. „Und wer weiß, wer von uns Beiden näher am End' ist?“

Der Zank war fertig. Ignaz rückte auf seinem Stuhl unbehaglich hin und her, während die Knechte

und Mägde langsam stetig fortaßen. Wie wenig es dem reichen Bauer gefiel, daß seine Frau vor den Leuten mit der Dörcherin zankte, er wußte kein Wort hemmend zwischen die geflügelten Zungen der beiden Weiber zu schieben.

Anders der alte Jos, welcher jetzt mit einer branntweinheiseren Stimme seinem Weibe erfolgreich zuherrschte, den Mund zu halten — er drückte sich derber aus —; die Bäuerin werde schon was geben oder kaufen.

„Ei freilich, freilich,“ fiel der Wirth ein; „es muß nur alles Art haben.“

Aber die stattliche Bäuerin rief erboßt, indem sie vom Stuhl aufsprang, der hinter ihr zu Boden polterte: „Nichts geb' ich, nichts kauf' ich; das ist fest wie's Vaterunser.“

Das Gesinde stand ebenfalls auf. Der Großknecht sprach das Dankgebet, worauf die Mägde sich in die Küche zurückzogen, die Knechte durch die Hinterthüre nach den Ställen gingen.

Unterdessen hatte sich Jos an Staudach gewendet und sagte: „Dem Reichen wird gegeben, daß er den Armen satt macht. Durch die Thür da bin ich schon hereingekommen, als noch Euer Ohm, Gott hab'

ihn selig, hier auf dem Hof saß und ich bin bis diese Stund' nie hungrig wieder hinausgegangen, oder ohne was verkauft zu haben. Das Gesind' wird doch wohl was vom Geschirr zerschmissen haben, seit ich das letzte Mal hier war,

Glück und Glas,
Wie leicht bricht das."

Ignaz Staudach nickte beipflichtend und redete seiner Frau zu, daß sie etwas kaufen möchte. Sie aber blieb störrisch und sagte: „Da müßt' ich ja kein Christenmensch sein, wenn ich mir so was bieten ließ von der Vettel da unter meinem eignen Dach."

Die Dörcherin machte ein gräuliches Gesicht und mit höhnisch schielenden Augen rief sie: „Seht nur zu, daß Ihr's über dem Kopf behaltet. So viel Staub ich aus meinen Röcken schüttle, so viel Unglück komm' über Euch."

Sie band ihr Kopftuch unter dem Kinn fester und zog ihren Mann mit sich fort. Die Bäuerin lachte verächtlich. Jos wandte sich darauf noch einmal zurück, stand eine Sekunde lang unschlüssig und sagte dann langsam: „Ich hab' einen Vogel in Jenbach pfeifen hören; wenn Ihr ihn auf Eurem Dach singen hört, werdet Ihr nicht mehr lachen."

„Gieb Acht, sie werden uns den rothen Hahn auf's Dach setzen," seufzte Ignaz. Die Frau meinte, es seien nichts als leere Drohungen, in denen sich der Aerger des Gesindels Luft mache, daß es abgewiesen sei. Sehr zufrieden, daß sie fest geblieben und tapfer durchgegriffen hatte, begab sie sich an ihre häuslichen Geschäfte. Der Mann trat in die Hausthüre und sein Töchterchen stellte sich neben ihn. Es war sein einziges Kind, ein etwa zwölfjähriges Mädchen mit wundersam klaren und klugen braunen Augen. Die dunklen Zöpfe schlangen einen Kranz um den lieblichen Kopf. Sie hatte bei dem Mittagessen neben dem Vater gesessen und während des Streites nicht von ihrer Schüssel aufzusehen gewagt, aus Scham über die Härte der Mutter. Die abziehenden Dörcher würdigten Vater und Tochter keines Blickes. Ignaz Staudach rückte bald an seinem Hut, bald fuhr er mit der Rechten in die Hosentasche. Dann schaute er in den Hausflur zurück und als er dort Niemand gewahrte, drückte er dem Kinde einen Silberzwanziger in die Hand und flüsterte: „Lauf ihnen nach, Annerl, und gieb's der jungen Frau!"

Das Kind eilte mit einem frohen Gesicht den Dörchern nach. Der Vater trat bis mitten auf die

Landstraße und schaute nach Süden, wo im Innthal Jenbach liegt, ob dort etwa ein Gewitter heraufkäme. Das war vielleicht der Vogel, welchen der alte Jos gemeint hatte, und mit solchen Vögeln war allerdings nicht zu spaßen. Aber die steilen Berge, welche das Thal und den Achensee einschließen, die Rabenspitze, der Juifen, Unnutz, Guffert, Rosan u. s. w. erhoben ihre Häupter in eine völlig wolkenreine Luft.

Ignaz hätte viel darum gegeben, wenn eine Wetterwolke am Himmel gestanden hätte. Das Unbestimmte quälte ihn und er meinte, daß ihm seine Frau diese Sorge wohl hätte ersparen können; sie war doch gar zu schneidig mitunter. Er äußerte indessen wie gewöhnlich nichts davon, als er, auf dem Flur die dort hängenden Feuereimer untersuchend, seine Frau in der großen Stube bei dem Spinnrad sitzen sah. Im Schweiße seines Angesichts, denn er war ein beleibter Mann mit einem kurzen Halse, pumpte er dann auf dem Hofe Wasser in eine auf Schlitten stehende Kufe, welche sonst bei dem Bleichen der Leinwand diente.

Die Bäuerin that, als bemerkte sie sein Hantiren nicht und verschloß sich in schweigsamen Trotz. Sie kam sich selbst bemitleidenswerth vor, daß sie

einen solchen Hasenfuß zum Manne hatte. Sie vergaß, daß sie ihn aus freier Wahl genommen hatte und daß er nicht immer so fügsam und bequemlich gewesen war, wie er sich jetzt darstellte. Das Glück hatte ihn bequem gemacht. Es war ihm so zu sagen im Schlafe gekommen, und das ist der Fluch des Glücks, welches der Mensch nicht seiner eigenen Anstrengung zu verdanken hat, daß es ihn entnervt gleich der Sommerhitze.

Ignaz war ein armer Teufel gewesen. Sein Vater hatte zwar einen Hof besessen; es hatte aber kein rechter Segen auf seiner Arbeit geruht. Er war mehr und mehr zurückgekommen, und als im Jahre 1809 die Lärmfeuer auf den Bergen angezündet wurden, hatte er Weib und Kind verlassen und war mit seinem Stutzen dem Andreas Hofer zugezogen. Eine bairische Kugel hatte gleich in einem der ersten Scharmützel seiner Heldenlaufbahn ein Ziel gesetzt. Sein Hof war dann unter den Hammer gekommen und seine Wittwe mit dem kleinen Nazi nach Jenbach übergesiedelt, weil sie in dem gewerbreichen Städtchen sich leichter fortzubringen hoffte, als daheim, in dem lediglich auf die Landwirthschaft angewiesenen Achenkirchen. In Jenbach verstand es sich eigentlich von selbst, daß

Ignaz, sobald er das gehörige Alter erreicht hatte, in ein's der Hämmerwerke gethan wurde. Er war damit zufrieden; er war ein kräftiger Bube, wurde bei der schweren Arbeit von Jahr zu Jahr noch kräftiger und hatte seine Freude an der Hantirung. Seine Mutter bedurfte dagegen einer langen Zeit, bevor sie ohne Wehmuth in das geschwärzte Antlitz ihres Nazi blicken konnte. Ach, war es denn nicht auch schrecklich, daß der Bauernsohn ein Fabrikarbeiter war?

Lebendiger und stärker noch regte sich dieses Vorurtheil in dem Bruder — einem jüngern — ihres verstorbenen Mannes. Barthel Staudach blickte mit Verachtung auf den Handwerker- und Arbeiterstand herab und rechnete es seiner Schwägerin fast als ein Verbrechen gegen die Familienehre an, daß sie ihren Sohn in den Eisenhammer gethan hatte. Er hätte es leicht hindern können; denn er gedieh, im Gegensatz zu seinem Bruder, auf seinem väterlichen Erbantheil vortrefflich und gehörte schließlich zu den reichsten Bauern des Achenthals. Er beschränkte sich jedoch darauf, dem Neffen zu gestatten, jährlich die Pfingstfeiertage in seinem Hause zuzubringen und ihm beim Abschiede einen Guldenzettel in die Hand zu drücken. Ein freundliches Gesicht bekam Ignaz bei

diesen Besuchen von dem Ohm selten zu sehen, und noch weniger geschah dies, seit der Ohm Wittwer geworden war. Entschädigung dafür bot Aloys, welcher dem Ohm von mehreren Kindern allein am Leben geblieben war. Aloys war ein warmherziger, hübscher Bursche, mit dem sich ganz vortrefflich auskommen ließ, wenn man ihm nachgab, wo er es verlangte. Er glich darin seinem Vater. Die beiden Vettern hielten gute Kameradschaft; Ignaz war der stärkere von beiden, ein junger Atleth und daher, wie es gewöhnlich ist, gutmüthig.

Einmal wollte ihn Aloys bereden, mit ihm auf das große Freischießen in Innsbruck zu kommen. Ignaz aber lehnte es ab; er hatte keine Arbeitstage zu verlieren, wenn er für sich und seine Mutter das tägliche Brod schaffen wollte, und auf so einem Schießen ward ein Gulden kaum höher angesehen als ein Kreuzer. Da konnte er nicht mithalten. Zudem hatte er noch nie in seinem Leben einen Schießprügel zur Hand genommen. Der Vetter kam so übermüthig zurück, als ob er sich den Kaiser-Preis erschossen gehabt hätte. Er hatte jedoch, wie er dem Ignaz bei dem rothen Wein in Jenbach, den er zahlte, gestand,

noch nie in seinem Leben so elendiglich gepudelt. Im Raufen war er freilich Sieger geblieben — mit einer tiefen Bißwunde am rechten Zeigefinger. Das Raufen hatte der schönen Franzl aus dem Zillerthal gegolten, wie er erzählte. Wessen das Herz voll ist, deß geht der Mund über: es gäbe auf der ganzen Welt kein so bildsaubres Madl als die Franzl; eine Stimme hätte sie wie eine Wachtel, und an Liedern und lustigen Weisen sei sie unerschöpflich wie ein Brunnen, und dann sang er:

'S hat no ka Mensch
So was schönes aufbracht,
Als der's Lieb'n erfunden
Und's Küßen erdacht.

Ignaz legte kein großes Gewicht auf die Verliebtheit des Vetters, wußte er doch, daß es ihm die hübschen Diendlen gar leicht anthaten. Als er indessen im folgenden Jahr zu Pfingsten nach Achenkirchen kam, war Aloys verschwunden, und den Ohm fand er wenigstens um zehn Jahre älter geworden seit seinem letzten Besuche.

Auch der Alte hatte nicht an Ernst glauben mögen, wie er zuerst von der Liebschaft des Aloys mit der hübschen Franzl gehört. Es war zu ungereimt, daß ein einziger Sohn, der einmal einen der besten Höfe

im ganzen Achenthal erbte, ihm eine Schwiegertochter zuführen sollte, die mit ihrem Pflegevater und dessen Tochter singend und zitherschlagend durch's Land fuhr bis nach München hinunter. Aber das Ungereimte geschieht in der Welt viel häufiger als das Vernünftige, und es war dies Mal dem Aloys bitterer Ernst mit seiner Liebe. Da war es denn zwischen Vater und Sohn zu immer heftigerem Streit gekommen, und weil zwei harte Steine bekanntlich schlecht mahlen, so hatte es wohl Funken aber kein Mehl gegeben. Schließlich hatte Aloys sein mütterlich Erbtheil verlangt, das ein Paar Hundert Gulden betrug, um mit der Franzl nach Peru auszuwandern, wohin damals viele Tiroler gingen, und Barthel Staudach hatte seinen einzigen Sohn lieber ziehen lassen, als daß er nachgegeben hätte.

So viel brachte Ignaz von dem Gesinde heraus. Der Alte verlor kein Wort über das, was geschehen war, und gegen den Neffen legte er eine so unverhohlene gesteigert grämliche Abneigung an den Tag, daß dieser sich schwur, seinen Fuß nicht mehr über die Schwelle des Ohms zu setzen. Sein Ehrgefühl litt auch nicht, daß er den Guldenzettel nahm, den

ihm der Alte wie gewöhnlich zum Abschied gab. Trotz dem Bitten der Mutter, welche meinte, er müßte dem Ohm jetzt erst recht schön thun von wegen der Erbschaft, hielt Ignaz sein Wort, bis im zweitfolgenden Herbst eines Tages Griesinger, des Oheims Großknecht, die Botschaft brachte, daß Barthel Staudach das Zeitliche gesegnet hätte.

Ein Testament fand sich nicht vor, und eine wiederholte Aufforderung des Gerichts in den Zeitungen, daß Aloys Staudach oder seine etwaigen Erben sich melden sollten, blieb erfolglos. Es war auch nicht anders zu erwarten gewesen; denn Aloys war nie in Peru angekommen; das Schiff, welches er mit seiner Frau in Hamburg bestiegen, war verunglückt. Der festgesetzte Termin verstrich und Ignaz ward als nächster und einziger Verwandter des Erblassers in den Besitz des Hofes gesetzt.

Seine Frau, die Therese, hatte sich Ignaz aus Buchau am südlichen Ende des Achensees, wo die Kähne anzulegen pflegen, geholt. Er hatte schon lange ein Auge auf die Theres geworfen gehabt, aber sich mit seiner Werbung nicht hervorgewagt. Sie hatte dereinst nicht auf viel zu rechnen und er besaß damals noch nichts als seine kräftigen Arme. Zudem

ging der Notariatsschreiber aus Jenbach, Jakob Beck, um sie herum und mit diesem konnte sich Ignaz nicht messen, wo der Schiedsrichter ein Weiberherz war. Der Beck war überhaupt ein Bursche, so glatt wie ein Aal, und in seinen Mußestunden trieb er Winkelschreiberei.

Eine bessere Frau als die Therese, hätte sich Ignaz in seiner Lage nicht wünschen können. Mochte sie immer ihre Eigenheiten haben, sie verstand die Landwirthschaft aus dem Grunde, was bei ihm nicht der Fall war, und sie war rastlos fleißig. Es verstand sich von selbst, daß sie das oberste Regiment in die Hand nahm, und Ignaz befand sich zu wohl dabei, um sie abzusetzen, nachdem er sich in die Erordernisse und Obliegenheiten seines neuen Standes allmälig hineingefunden hatte, obgleich seine Mutter, die sich des neuen Wohlstandes nur wenige Jahre erfreuen durfte, ihn wiederholt dazu anzustiften suchte. Nach den Entbehrungen und der schweren Arbeit als Schmiedegesell in dem Hammerwerk wollte er nun auch seine Gemächlichkeit haben, da er sie haben konnte. Und wozu standen die vielen Heiligen im Kalender, wenn es nicht Gottes Wille war, daß sich der Mensch nicht zu Tode plage und schinde?

Demgemäß glaubte er denn auch einstweilen genug gethan zu haben, nachdem er die Kufe voll Wasser gepumpt hatte, wischte sich den Schweiß mit dem Hemdärmel von der Stirn und zog seine bei der Arbeit abgelegte Joppe wieder an, worauf er vor die Hausthüre ging, über welcher der Spruch stand:

Gott segne dieses Haus
Und Alle, die gehen ein und aus.

Dort setzte er sich auf das Bänkchen, zog seine Pfeife mit dem Maserkopfe aus der Brusttasche und begann gemächlich zu rauchen, nachdem er sich Feuer angeschlagen hatte.

Er hatte die blauen Wölkchen noch nicht lange in die stille, klare Luft geblasen, als ein Mann, mit vorgebogenen Knieen bedächtig ausschreitend, den Weg herunter kam. Er hatte Jagdtasche und Stutzen auf dem Rücken und einen Bergstock von braun gerindeter Eiche in der Hand. Ein dicker, eisgrauer Schnurrbart beschattete den etwas eingefallenen Mund, und das schwarzbraune Gesicht war voller Runzeln und Fältchen. Es war der alte Mayr, der Revierjäger. Eigentlich schrieb er sich Maier; aber in den Amtsstuben, wo ja seit Alters alle Weisheit zu Hause ist, hatte man verordnet, daß er sich Mayr schreiben

müßte, und dagegen gab es keinen Widerspruch. Der alte Mayr verkehrte wenig mit den Menschen; er hatte keinen besonderen Freund, und die Feindschaft, die wohl Dieser oder Jener gegen ihn hegte, hatte ihren Grund lediglich in seiner redlichen Pflichterfüllung; aber auch seine Gegner erkannten seine Unparteilichkeit an. Alle seine Angehörigen waren bis auf eine Enkelin todt, welche mit ihm und einer alten Magd in der kleinen Försterwohnung in Achenkirchen hauste.

„Pfüt Gott!“ grüßte er Ignaz und blieb vor diesem, auf seinen Bergstock sich lehnend, stehen. „Ich hab' einen Brief, den mir der alte Jos für Dich gegeben hat.“

„Der alte Jos?“ fragte Ignaz verwundert. „Der war ja eben hier und hat mir nichts gegeben.“

„Er war tückisch, weil er hier nichts zu essen gekriegt hatte,“ bemerkte der Jäger.

„Nimm den Brief nicht!“ rief die Bäuerin, welche alles gehört hatte und jetzt in die Thüre trat. „Da steckt Hexerei drin, wirf ihn in's Feuer.“

In ihres Mannes kurzem, fettem Halse gurgelte es wie ein Lachen, und er sagte: „Ja, wenn das Volk hexen könnte, würd's wohl zuerst sich was zu

essen hexen und nicht hungern. Von wem hat der Jos denn den Brief?"

„Von dem Schreiber Beck in Jenbach," versetzte der Jäger, und zog den Brief aus der Brusttasche.

„Ja, was kann mir denn der zu schreiben haben?" kopfschüttelte Ignaz und besah den Brief von allen Seiten, während seine Frau bei dem Namen ihres alten Courmachers die Stirn runzelte.

„Also Ihr wißt noch von gar nichts? Hm!" machte der alte Mayr, und die Bäuerin sagte kurz: „Lies!"

Erwartungsvoll standen Beide, während Ignaz den Brief andächtig erbrach und zu lesen begann.

„Lies doch laut!" mahnte seine Frau ungeduldig.

Aber da stöhnte Ignaz tief auf; die Hand mit dem Brief fiel schlaff herunter, und der dicke Kopf sank ihm auf die Brust.

„Ja, es ist so," sagte der alte Jäger gedehnt, „der Aloys Staudach ist wieder da. Der Jos hat ihn in Jenbach gesehen."

„Jesus Maria!" schrie die Frau auf und entriß ihrem Manne das Schreiben, obgleich ihre Lesekunst nur Gedrucktes zu enträthseln vermochte.

Ignaz hob mühsam den Kopf und blickte aus erdfahlem Gesichte den Jäger trübselig an. Dieser nahm der Frau den Brief aus der Hand und bald ihn dicht vor die Augen bringend, bald ihn auf Armslänge von sich haltend, stotternd und manches Wort buchstabirend, machte er den Vorleser. Der Inhalt bestätigte, was der alte Mayr bereits gesagt hatte. Aloys Staudach war bei dem Scheitern seines Schiffes nicht ertrunken, sondern befand sich vollkommen gesund in Jenbach, und lud seinen „lieben Vetter" durch Becks Feder ein, am nächsten Tage dorthin zu kommen, um sich mit ihm in guter Freundschaft zu besprechen. Als Stelldichein war die Wohnung des Schreibers angegeben.

„Ja, das ist eine sacrische Geschichte!" rief Mayr, nachdem er den kurzen Brief zu Ende gelesen, und kratzte sich hinter dem Ohr. Seine scharfen, grauen Augen wanderten zwischen dem bestürzten Ehepaare hin und her, dann schob er den Riemen seines Gewehrs auf der Achsel zurecht und sagte: „Der alte Herrgott lebt ja noch. Das beste ist: der Staudach geht nach Jenbach und machts im Guten ab."

„Im Guten sollen wir uns von Haus und Hof vertreiben lassen?" rief die Frau erregt. „Recht muß

Recht bleiben. Die Gerichte haben uns in den Hof gesetzt und das kann nicht mehr umgestoßen werden."

„Nehmt's kaltblütig," sagte der alte Mayr; „guter Rath kommt über Nacht."

„O, ich bin kaltblütig," versetzte die Bäuerin mit blitzenden Augen. „Aber da könnt mir Jeder kommen."

„Freilich," nickte der Jäger und entfernte sich mit dem Bemerken gegen das Gebirge hin, daß er heut noch einen Hirsch schießen müßte.

„Ja, das ist ein lustiger Vogel, den der Jos da in Jenbach hat pfeifen hören!" stöhnte Ignaz nach einer Weile trübselig, und seine Frau, die sich zu ihm gesetzt hatte, brach in heftiges Weinen aus.

Zweites Capitel.

Der Schreiber Jakob Beck sucht und findet.

Frau Therese Staubach gewann ihre Fassung zuerst wieder, und der Rest des Tages verging in Ueberlegungen und Berathungen, wie das drohende Unglück abgewehrt werden könnte. Die Bäuerin blieb dabei, daß sie nicht so „mir nichts dir nichts" von dem Marienhofe vertrieben werden könnten, nachdem die Gerichte ihnen denselben zugesprochen hätten. Die Einmischung des Winkel-Advokaten Beck erregte in ihr den Argwohn, daß die Sache irgendwo einen Haken haben mußte. Sie hatte den Schreiber seit ihrer Verheirathung mit Ignaz aus den Augen verloren; nun fiel ihr wieder ein, daß er stets ein windiger Patron gewesen war. Wer wisse denn, meinte sie, ob es sich mit dem Aloys Staubach wirklich so verhalte, wie es in dem Briefe geschrieben

stehe? Es erschien ihr gar zu wunderbar, daß ein Mann, der zu Hause ein so schönes Gut besitze, vierzehn Jahre lang nichts von sich hätte hören lassen, und sie kam zu dem Schlusse, daß der von den Todten plötzlich Auferstandene wohl gar nicht der wirkliche Aloys Staudach wäre. Ihrem Manne erschien diese Annahme wenig haltbar, indessen stimmte er seiner Frau darin zu, daß zuerst festgestellt werden müßte, ob der Erbe in der That der Sohn des Barthel Staudach wäre. Sie kamen daher überein, daß Ignaz der Einladung Folge leisten, sich jedoch vorläufig auf nichts weiter einlassen sollte. In diesem zweiten Theile des Beschlusses prägte sich das Mißtrauen aus, welches die Bäuerin in die Gutmüthigkeit ihres Mannes setzte. Ignaz rüstete sich an dem folgenden Vormittage mit schwerem Herzen zu der Fahrt nach Jenbach. Es ist sicher nicht angenehm, mit einem Manne zusammen zu kommen, dem man Alles ausliefern soll, was man bisher für sein Eigenthum gehalten hat. Zudem hatte Ignaz seinen plötzlich wieder aufgetauchten Vetter stets lieb gehabt und sich ihm bereitwillig untergeordnet. Er mißtraute daher selbst einigermaßen seiner Festigkeit demselben gegenüber. Aber er verrieth davon nichts seiner Frau.

Diese ging wie gewöhnlich ihren Geschäften nach. Es sollte Niemand an ihrem Wesen merken, von welchem Unheil sie und die Ihrigen bedroht wurden. Aber die Kunde, daß Aloys Staudach nicht ertrunken, sondern zurückgekommen sei, war von den Dörchern bereits in allen Einhöften und Achenkirchen selbst verbreitet worden, und sobald der Nachmittag den Weibern einige freie Zeit gestattete, begann auf dem Marienhofe ein Kommen und Gehen von guten Nachbarinnen, die sich alle selbst überzeugen wollten, ob an der Erzählung der Dörcher etwas Wahres sei. Das waren für Frau Therese schwere Stunden; allein sie hielt ihr Herz fest und bot der eitlen Neugierde und Schadenfreude, die sich unter der Hülle freundnachbarlicher Theilnahme und des Mitleids an sie drängten, eine ruhige Stirn. Es würde sich ja ausweisen, äußerte sie, wie es mit diesem Aloys stände. Bis dahin glaube Sie nicht, daß ein Mensch wieder lebendig geworden sei, den schon vor etwa fünfzehn Jahren die Fische gefressen hätten. Es sei wohl nur auf eine Gelderpressung abgesehen. Je öfter sie diese Ansicht den Leuten wiederholte, je fester wurde sie selbst davon überzerzeugt, daß es auf einen Betrug abgesehen war, den der Schreiber eingefädelt hätte,

und sie genoß schon im Voraus den Triumph über ihre guten Freundinnen, wann der falsche Erbe entlarvt sein würde.

Ihre Tochter hatte sie am Morgen nicht in die Schule nach Achenkirchen geschickt, damit sie dort nicht ausgefragt werden könnte. Das Kind wußte freilich nicht, was eigentlich im Hause vorging, es ahnte jedoch, daß es etwas Schweres, Schreckliches sein müßte, und fühlte sein kleines Herz davon so gedrückt und geängstigt, daß es von selbst den Menschen scheu auswich und sich Nachmittags am See hinter Gebüsch und Steinen versteckte, um nicht gesehen und gefragt zu werden. Dort saß sie und weinte und spähte durch ihre Thränen auf die dem steilen Seeufer abgesprengte Straße, auf welcher der Vater heimkommen mußte.

Ein Knistern und Rauschen in den Zweigen veranlaßten sie nach einer Weile sich umzuschauen. Zwei große, blaue Augen, die von langen, dunkeln Wimpern eingefaßt waren, blickten neugierig durch das auseinandergebogene Gebüsch auf sie. Diese Augen gehörten einem Mädchen, das mit Anna ziemlich von gleichem Alter, eher etwas jünger als diese war. Mit einem kurzen, dürftigen Kattunfähnchen bekleidet

und baarfüßig stand sie neugierig spähend vorgebeugt zwischen den grünen Zweigen, die sie mit den Händen auseinanderhielt. Ein Kranz von Feldblumen schmückte ihr blondes, etwas in's Röthliche schillernde Haar, das unordentlich nnd in halb aufgelösten Zöpfen um ein Gesicht hing, dessen Weiße Luft und Sonne kaum zu bräuen vermocht hatten. Es lag etwas Anmuthiges und Poetisches in der Haltung und Erscheinung der Kleinen, die man hätte hübsch nennen können, wenn Gesicht und Glieder nicht auffallend mager gewesen wären.

Anna schmollte unter ihren Thränen über die Störung, die Kleine aber sagte: „Ich weiß, weßhalb Du weinst, Annerl, in der Schul' hab' ich's gehört, und der Großvater hat auch mit der alten Lisel darüber geredt!"

„Aber ich hab' Dich nicht gerufen," versetzte Anna abwehrend.

„Nein," bestätigte die Andere. „Es ruft mich auch nie Einer. Aber ich hört' hier Jemand weinen und da sah ich nach, wer's war. Wein' nicht mehr, Annerl! Willst Du meinen Kranz haben?"

Anna schüttelte den Kopf und ihre zurückgehaltenen Thränen begannen auf's Neue zu fließen. Ihre Ge-

fährtin blickte sie einige Sekunden lang mitleidig aus ihren großen Augen an; dann setzte sie sich zu ihr auf den Erdboden und sagte:

„Ich hab' Dich gern, Annerl, weil Du so hübsch und so klug bist, wenn Du Dir auch nichts aus mir machst. Es macht sich Keiner was aus mir. Die Eva ist auch gar so dumm. Früher war's anders, weißt Du. Der Großvater hatt' mich gar so lieb und er würd' mich auch noch lieb haben, wenn ich nur so gescheidt wär' wie der Nero, sein brauner Jagdhund, weißt Du. Aber seit ich in die Schul' geh', ist's aus. Ich soll lernen, wie Du und die Anderen, und kann doch nichts behalten, und in der Schulstub' versetzt's mir immer den Athem. Da muß ich immer an die Sonne draußen denken und den See und den grünen Wald; an die Vögel, die in dem Wald singen, an die bunten Schmetterlinge und an die Bienen, die um die Blumen summen. — Ach, schau das Herrgottskäferl, das da an dem Grashalm hinankriecht! Wie's prächtig ist in seinem glanzigen Röcklein. Nu ist's oben — nu streckt's die Flügel heraus unter den grüngoldigen Schildern — nu wird's fliegen — da fliegt's hin! Wie ein Lichtfünkchen schwebt's in der Luft.“

Mit lachenden Augen schaute sie dem Käfer nach, und ihre Freude an ihm steckte auch Anna ein wenig an, so daß die Thränen an ihren Wimpern zögernd hängen blieben.

„Aber Dein Großvater ist ja nicht bös'," nahm sie das Wort, nachdem der Käfer aus ihren Blicken verschwunden war.

„Ja," versetzte Eva, „das ist er just nicht, aber er meint, die Madlen sind zu nichts gut auf der Welt, und ich erst recht nicht, weil ich nichts lernen mag. Und der Schullehrer, der Griffl, setzt es ihm erst recht in den Kopf. Vielleicht wär's anders, wenn ich ein Bub' wär; da würd' er mich mitnehmen auf die Jagd. Jetzt weiß er nichts mit mir anzufangen, je älter ich werd', je weniger, und ich bin ihm zur Last."

„Ach, das ist ja traurig," sagte Anna von ihrer Aeußerung bewegt.

„Früher hab' ich auch bitter darüber geweint," entgegnete Eva; „aber jetzt wein' ich nicht mehr. Und Du sollst auch nicht weinen, daß Dein Ohm wiedergekommen ist und Euch aus dem schönen Hauf' treibt. Weißt Du, ich denk' mir, ein Wallfisch hat den Ohm wieder an's Land gespuckt."

„Ich wein' auch nicht um meinetwillen," erwiderte Anna; „aber Vater und Mutter sind gar so traurig, so traurig. Es muß ihnen gar so weh' thun."

Eva blieb eine Weile nachdenklich still; dann sagte sie mit aufleuchtenden Augen, indem sie sich an Anna anschmiegte:

„Weißt Du, was ich denk', Annerl? Du bist so hübsch und so klug, und wenn Du älter bist, dann kommt eines Tages ein Prinz in einem ganz goldenen Wagen, und mit vier milchweißen Pferden angefahren — nein, es sind Hirsche, weiße Hirsche, und um die Geweihe haben sie Blumenkränze. Der nimmt Dich in seinen Wagen mit und macht Dich zu einer Frau Königin, und dann wohnt ihr alle zusammen, Du und Deine Leute und der schöne Königssohn in einem großen, großen Schloß, das hat ein Dach, das ganz von Gold ist. Und darin sind tausend große Stuben, die alle viel viel größer sind, als Eure große Stube, und bei dem Schloß ist ein prächtiger Garten, so prächtig, daß es gar nicht zu sagen ist, und Ihr seid alle lustig. Aber nicht wahr, Annerl, in den Garten darf ich auch zuweilen kommen? Ich will bloß die wunderschönen Blumen sehen, die darin blühen, und

die weißen Schwäne mit den goldenen Schnäbeln, die auf dem See im Garten schwimmen. Sie singen auch, aber nur wenn Keiner zuhört, und im Mondschein, und ich versteck' mich, daß sie mich nicht sehen, und da sind es schöne, weiße Frauen mit Schilfkränzen und Muscheln im Haar. Sie wohnen unten auf dem Seegrund in einem gläsernen Palast."

So plauderte Eva, die Enkelin des alten Jägers Mayr. Sie hatte Vater und Mutter so früh verloren, daß sie kaum eine Erinnerung von ihnen hatte, und so war sie einsam in dem Hause des Großvaters aufgewachsen. Er hatte keine Töchter gehabt und vermochte nicht, sich in die weibliche Kindesnatur zu versetzen. Eva traf daher das Rechte, wenn sie meinte, er wüßte mit ihr als einem Mädchen nichts zu beginnen. Sein Stutzen und seine Hunde standen ihm näher als sie. Er kümmerte sich so wenig als möglich um das Kind, und Eva nützte ihre Freiheit nach besten Kräften aus, und trieb sich in Busch und Fels umher. Was dabei in ihr vorging, verrieth ihr Geplauder, in welchem sie ihrer auf bunten Märchenschwingen umherflatternden Einbildungskraft folgte, und nach dem wechselnden Ausdruck ihrer Mienen zu

urtheilen, schien sie alles, was sie beschrieb, mit leiblichen Augen zu sehen oder gesehen zu haben. Anna hörte ihr Anfangs mit einem naiven Erstaunen zu, bald aber war sie völlig umstrickt von dem Zauber der Wunderwelt, welche die kleine Erzählerin vor ihr aufthat. Der Kummer, der ihr Herzchen noch eben so schwer gedrückt hatte, war vergessen, die Thränen an ihren Wimpern trockneten, und an Eva angeschmiegt, lauschte sie mit halbgeöffnetem Munde und glänzenden Augen, bis diese ihren goldnen Faden mit der Bemerkung entzweiriß: „Jetzt kommt Dein Vater!"

Anna streckte spähend ihr Köpfchen unter dem Busch hervor, welcher beiden Schatten gab, aber die Bergstraße am Seeufer war leer.

„Ich hör' auch nur erst einen Wagen rollen; noch kannst ihn nicht sehen," erklärte Eva.

Anna vernahm nichts, wie angestrengt sie auch horchte. Eva behielt jedoch Recht; denn nach einigen Minuten erschien wirklich auf dem Höhenpunkt der Straße ein Einspänner, und Anna erkannte darin ihren Vater. Sie sprang auf und lief ihm entgegen. Doch nach einigen Schritten blieb sie stehen, zögerte und

kehrte zu Eva zurück, der sie verlegen die Hand reichte.

„Sei nicht bös', daß ich so fortgelaufen bin," bat sie.

Eva schüttelte lachend den Kopf und als sie allein war, legte sie sich auf den Rücken, die Arme unter den Kopf, blickte zwischen den grünen Zweigen hinauf in den Himmel, und summte:

„Diendle Du klein's,
Wie Du glaubst, wie Du meinst,
Magst mi, oder magst mi nit,
Mir is all's eins."

Dann lauschte sie auf das Säuseln des Windes, und ihre Gedanken waren flüchtig wie er. An Anna, welche an der Seite ihres Vaters nach Hause fuhr, dachte sie schwerlich noch.

Frau Therese oder Resi, wie sie von ihrem Manne genannt wurde, hatte schon wiederholt nach ihnen ausgeschaut, nachdem sie die neugierigen Weiber von sich abgeschüttelt hatte. In ruhiger Haltung trat sie in die Hinterthüre, als ihr Mann mit Anna auf den Hof fuhr, und sah schweigend zu, wie er das Pferd ausspannte und in den Stall führte. Es vertrug sich mit ihrer Würde als Bäuerin nicht, ihn vor dem Gesinde nach dem Ausfall seiner Reise zu fragen.

Indessen entging es ihr nicht, daß er heiterer aussah als am Morgen, und dies bestärkte sie in ihrem Glauben, daß der Auferstandene ein Betrüger sei. Um so mehr erschrack sie, als er in der Stube ihr mittheilte, daß der Heimgekehrte in der That sein leibhaftiger Vetter Aloys sei. Die Knie zitterten ihr und sie mußte sich setzen. Ignaz berichtete, daß der Vetter ihn so herzlich wie in alten Zeiten begrüßt hätte; älter und ernster sei derselbe freilich geworden. Er verweilte bei seinen guten Eigenschaften. Sie hatten zusammen getrunken und die alten Zeiten waren in beiden wieder lebendig geworden. Der Wein und die Erinnerungen wirkten noch in Ignaz nach. Aloys sei die ganze Zeit über in England gewesen; von dem Tode seines Vaters habe er erst jetzt gehört.

„Was, er will das erst jetzt gehört haben?“ warf hier die Frau sich ermannend ein. „Das mag er Andern weiß machen. Was, wenn seine Frau auch eine Waise war, und blos das Ziehkind von dem alten Haller in Zell, der soll ihr nicht ein Wörtlein davon geschrieben haben, daß der Barthel Staudach todt ist? Das sind faule Fische, und ich sag' Dir, Nazi, jetzt thu' die Augen auf.“

„Schau, Resi," versetzte er, „wenn's faule Fische sind, dann sind's alleweil die seinigen. Seine Frau, die Franzl, ist schon lange todt, und dem Aloys wurden die Augen naß, als er davon erzählte. Der Schreiber wollt' einen Spaß machen, aber es hätt' nicht viel gefehlt, und der Aloys hätt' ihm mit seinem Glas den Schädel entzwei geschlagen. Seine Frau ist in dem ersten Kindbett gestorben. Er hat einen Buben von ihr. Gesehen hab' ich ihn nicht, der Aloys hatt' ihn in seinem Quartier gelassen, weil der Bub auch nicht alles zu wissen braucht', was wir verhandelten. Morgen will er mit dem Buben nach Zell. Der alte Haller weiß noch gar nicht, daß die Franzl todt ist."

„Was geht mich die ganze Package an?" rief seine Frau erbittert. „Mag er hundertmal der Aloys sein; ich sag' Dir, ich geh' nicht gutwillig von hier weg."

„Hm," meinte Ignaz, „das 'Raussetzen wird nachher bald geschehen sein, wenn wir's darauf ankommen lassen, und unser Geld kost's auch. Was hat dem Wirth in Buchau, dem Sterzinger, all' sein Schimpfen und Fluchen genützt? Die Gerichte haben

die Gant ausgeschrieben und jetzt kann er unter die Dörcher gehn."

Die Mienen der Bäuerin zuckten und schwere Tropfen begannen aus ihren Augen zu fallen.

„Zerhab' Dich nicht, Resi," tröstete ihr Mann, „so schlimm wird's mit uns nicht werden. Der Aloys will uns nicht unglücklich machen; das siehst ja schon daraus, daß er so gut Freund mit mir ist, wie vordem."

„Ja, darauf ist auch was zu geben!" rief sie und wischte die Thränen mit dem Rücken der Hand fort. „Was verlangt er denn von uns?"

„Ja, schau," entgegnete er und rückte an seinem Spitzhut hin und her, „das weiß ich nicht. So oft wir von uns'rer Sach' anfingen zu reden, kam immer der Schreiber dazwischen und meint', das hätt' ja noch Zeit. Wenn zwei so alte Freund', wie der Aloys und ich, nach so langen Jahren wieder zum ersten Mal' zusammenkämen, da hätten sie wohl bess'res zu reden, als von Geldsachen und so was. Nachher wurd' ausgemacht, daß der Beck herauskommen und zwischen uns alles ordnen sollt'! Das aber hat mir noch der Aloys aus freien Stücken versprochen, daß wir nicht eher von hier abzuziehen

brauchen, als bis ich was Passendes für uns gefunden hab' und sollten wir auch noch Jahr und Tag auf dem Marienhofe bleiben."

Seine Frau hatte, während er sprach, schon den Mund geöffnet, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er, statt seine Interessen wahrzunehmen, in seiner Gutmüthigkeit mit dem Vetter getrunken und geplauscht habe. Seine letzte Aeußerung ließ sie ihre Vorwürfe vergessen, und mit funkelnden Augen rief sie: „Und Du glaubst, daß ich das annehmen werd' von dem verlaufenen Menschen? Nicht eine Stund' bleib' ich mit ihm unter diesem Dach, und wenn ich gleich betteln gehen sollt' und wüßt nicht, wo ich mein Haupt hinlegen sollt'! Und dahin wird's ja auch kommen," begann sie zu schluchzen, „denn Du läßt Dir ja von Jedem die Butter vom Brod nehmen."

„Ne, doch nicht, Resi, und auch das Glas nicht vom Mund," versetzte er gutmüthig. „Aber es wird nichts so heiß gegessen wie es gekocht wird, und gleich mit dem Kopf durch die Wand rennen, wie Du, daß ist alleweil nicht meine Sach'. Laß uns erst hören, was uns der Beck von dem Aloys wird vorzuschlagen haben."

Seine Frau war wie von dem Dasein Gottes überzeugt, daß sie nie das richtige Maß überschritt; sie war in diesem Augenblicke jedoch zu bekümmert, um den erhaltenen kleinen Stich zu erwidern.

„Nimm's kaltblütig, wie der alte Mayr gesagt hat,“ fuhr er fort. „Wir können ja doch nichts thun, bis der Schreiber dagewesen ist.“

Er selbst befolgte aber den Rath nicht; denn bei seiner Bequemlichkeit hatte er Muße genug, alles, was ihm in den Sinn kam, hin und her zu drehen, und so that er auch jetzt. Während er den Kopf immer sorgenschwerer hängen ließ, trug seine Frau den ihrigen um so höher. Die wackere Frau war im Wohlstande ein wenig hochmüthig geworden, und die Dörfler sollten nicht die Schadenfreude genießen, sie durch das Unglück gedemüthigt zu sehen. Mit erbittertem Trotz erwartete sie den Gegner, entschlossen, ihm bis auf das Aeußerste die Stirn zu bieten.

Es war am Sonnabend, etwa um die sechste Nachmittagsstunde, als Frau Resi ihre Anna, die nur eben zum Hause hinausgelaufen war, einen lauten Schrei ausstoßen hörte. Aus der Küche herbei eilend, sah sie die Kleine, wie sie sich heftig gegen einen

älteren Mann sträubte, der sie aufheben und küssen wollte.

„Laßt das Kind gehen!“ herrschte ihm Frau Therese zu.

Er versetzte mit einem häßlichen Lachen, indem er Anna noch an einem Arm festhielt: „Das wird einmal ein braves Mädel! Kam mir jetzt schon in die Arme gesprungen!“ Dann gab er das Kind, dem Thränen des Zorns in den Augen standen, frei, und fuhr fort: „Grüß Gott! das Kind wird mal hübsch werden, wie's seine Mutter war. Es ist Euch aus den Augen geschnitten, Frau Theres.“

Diese musterte den Sprecher mit scharfen Blicken; seine Stimme kam ihr bekannt vor. Er trug zwar den grünen spitzen Hut mit Gemsbart und Spielhahnfeder und die bräunliche Joppe der Landleute, war aber sonst städtisch gekleidet und um den Hemdkragen hatte er ein rothseidenes Tuch mit lang herabflatternden Zipfeln gebunden. Sein Gesicht war bleich und aufgedunsen, und so hatte auch seine mittelgroße Gestalt einen starken Ansatz von ungesunder Fettigkeit. Auf der Oberlippe saß ein Stück Schnurrbart, wie ein Borstenbüschel, das aus der etwas schief gekrümmten Nase hervorgewachsen schien

und über den Mund reichte. Er hatte hervorquellende, lichtblaue Augen, die jetzt dem Blick der Bäuerin mit einem seltsamen Ausdruck begegneten. Offenbar wollten sie gutmüthig neckisch ausschauen, aber es war so viel Verschlagenheit dabei, daß man an Reineke erinnert wurde, der sich Frau Henne als harmloser, lustiger Geselle vorzustellen bemüht ist.

„Da sieht man, wie schlecht die Welt ist," scherzte er. „Ja, ja, aus den Augen, aus dem Sinne! Die schöne Bäuerin kennt den Jakob Beck nicht mehr!"

Die Frau zuckte fast unmerklich und sah den Schreiber wohl eine Sekunde lang mit offenem Munde an. Dann forderte sie ihn mit ruhigem Tone auf, hereinzukommen und schickte Anna, welche scheu bei Seite sich gehalten hatte, nach dem Vater. Beck folgte ihr mit höhnisch verzogenen Lippen in die große Stube zur Rechten des Hausflurs. Die Fensterläden waren auf der Sonnenseite geschlossen und es herrschte eine angenehme Kühle in dem Raum, den ein Duft von Reseda, Goldlack und Nelken erfüllte.

„Hier ist gut sein," äußerte der Schreiber, indem er den Hut weglegte und das Haar vom Hinterkopf sorgfältig nach vorn herüberstrich. Die Stürme des

Lebens hatten seinen Schädel kahl gefegt. „Ein gottgesegnetes Wetter," fuhr er fort. „Ihr werdet freilich damit nicht einverstanden sein; denn in diesem Punkt kann's ja der liebe Gott dem Bauer nie recht machen."

Er lachte; die Frau entgegnete aber nichts. Mit festzusammengepreßten Lippen saß sie ihm gegenüber, bis Ignaz kam, welcher nicht lange auf sich warten ließ. Langsam, schweren Schrittes kam er über den Flur. Er war in Hemdärmeln.

„Also Ihr kommt von wegen meinem Vetter?" begann Ignaz mit gepreßter Stimme, nachdem er sich gesetzt hatte. Den Gruß des Schreibers vermochte er nur mit einem Kopfnicken zu erwidern.

„Ja," bestätigte Jener. Die Bäuerin aber sagte scharf: „Das kann Jeder sagen; weist Euch aus."

„Haha," lachte er, „die Frau Staudach ist noch immer so kurz angebunden, wie sie als Mädchen war. Eine Frau, die 's Geschäft kennt, findet man nicht alle Tage."

Er zog ein Pack Papiere aus seiner Joppe, reichte eines davon Ignaz hin und legte die übrigen vor sich auf den Tisch. Ignaz schlug das Blatt auseinander und las es mit halblauter Stimme durch,

wobei seine Frau seinen Worten mit den Augen folgte. Es war eine in gerichtlicher Form ausgestellte und von Aloys Staudach unterzeichnete Generalvollmacht für Jakob Beck. Langsam faltete er das Schriftstück wieder zusammen und gab es zurück. Mit gespannter Erwartung blickte das Ehepaar den Schreiber an.

„Ja, seht," begann dieser, „der Aloys ist in der Fremde gar hart geworden, so hart, wie Einer immer durch's Unglück wird."

„Das ist nicht wahr!" bemerkte Ignaz. Der Schreiber aber rief: „Ihr meint wohl, weil er mit Euch getrunken hat? Er hat mir die Sache bloß deshalb aufgetragen, weil er dann als Euer Verwandter keine Rücksichten zu nehmen braucht. Der Jakob Beck soll der Sündenbock sein."

Ignaz machte ein betroffenes Gesicht und seine Frau warf ihm einen Blick zu, als wollte sie sagen: da siehst Du, wie Du mit Deiner Gutmüthigkeit wieder einmal angeführt bist.

Der Schreiber fuhr fort: „Euer Vetter hätte Euch nimmer nach Jenbach gerufen, wenn ich nicht gewesen wäre. Er wollte gleich an die Gerichte, aber" — und er richtete seine wasserblauen Augen auf die

Frau — „davon hab ich ihn zurückgehalten. Es kann sich Keiner von seiner Vergangenheit losmachen, und so hab ich's denn über ihn vermocht — leicht war's nicht — daß er Euch vernünftige Bedingungen stellt."

Frau Resi hielt seinen Blick mit eisiger Kälte aus. Sie wollte nicht daran erinnert sein, daß sie sich als Mädchen die Courmacherei des Schreibers hatte gefallen lassen. Ernst war es ihr nie mit ihm gewesen und die Neigung zu ihr trug sicherlich nicht die Schuld, daß er ein Junggeselle geblieben war. Wie er schwieg, wischte sie mit der Handfläche über den Tisch, als wollte sie ihm zu verstehen geben: Du und jene thörichte Zeit seid ausgelöscht.

„Also, was will der Aloys?" murmelte Ignaz, und der Schreiber fuhr fort: „Zuerst das baare Geld, welches Ihr aus dem Nachlaß des Barthel Staudach erhalten habt, das zahlt Ihr sammt landes-üblichen Zinsen zurück."

„O, das war nicht viel," bemerkte Ignaz; „hundert Gulden etwa."

Beck suchte unter seinen Papieren eine Abschrift des Inventariums hervor, welches bei dem Tode Barthels von dem Gericht aufgenommen war. Wäh-

rend er darin nachsah, strich er sich wiederholt über das Haar und drehte es auf der Stirn zusammen.

„Hundertundsiebenundzwanzig Gulden und vierzig Kreuzer nach Abzug der Begräbnißkosten," las er. „Ja, es war wunderlich, das so wenig Geld sich vorfand."

„Wo sollt' es denn auch herkommen? Hatte der Ohm doch nicht lang zuvor dem Aloys sein Mütterliches ausgezahlt," warf Ignaz ein, und seine Frau, deren Wangen aufgeflammt waren, sagte schneidig: „Es ist nur gut, Herr Schreiber, daß das Gericht früher hier war, als mein Mann."

„Ich weiß," versetzte er und legte die Hand auf das Herz, um zu betheuern, daß ihm jeder Argwohn gegen Ignaz fern sei. „Curios bleibt der Umstand aber dennoch; denn um den Aloys befriedigen zu können, hatte der Alte eine Hypothek von sechshundert Gulden gekündigt und so viel hatte der Aloys nicht zu kriegen. Außerdem ist noch eine Hypothek da von vierhundert Gulden, auf dem Grundstück des Elias Hiesel in Achenkirchen, wovon Ihr die Zinsen seit dem Tode des Alten gezogen habt. Die müßt Ihr gleichfalls herausgeben."

„Was noch?" fragte Ignaz dumpf.

„Weiter nichts," entgegnete Beck. „Den Hof gebt Ihr auf St. Martin heraus, wie er steht und liegt. Ihr braucht aber nicht eher abzuziehen, als bis Ihr Euch anderweitig angekauft und eingerichtet habt. Der Aloys hat vorläufig mit seinem Buben an einer Stube genug. Eure etwaigen Ersparnisse aus dem Hofe sollt Ihr behalten dürfen. Ja, das hat am schwersten gehalten, den Aloys dazu zu bestimmen."

Es folgte eine mehrere Minuten währende Pause. Die gefürchtete, unheimliche Gewitterwolke hatte sich ihrer Blitze entladen, und Ignaz athmete erleichtert auf. Die Betäubung, in welcher er alle die Tage bisher sich befunden hatte, wich von ihm angesichts der bestimmten Forderungen, die an ihn gestellt wurden und er schien die Energie seiner früheren Jahre mehr und mehr wiederzufinden.

„Also weiter will der Vetter nichts?" begann er. „Aber, Frauz," unterbrach er sich, „mir ist gan trocken im Hals und der Herr Schreiber wird wohl auch einen Trunk Bier nicht verachten."

„Ja, es geht wunderlich zu in der Welt," fuhr er fort, während seine Frau in den Keller sich begab „Hatt' immer gedacht, so ein Urthel des Gerichts

steht fest wie unsre Berge. Ist aber nichts damit. Freilich, als mein Vater selig die Büchs von der Wand nahm und dem Hofer zuzog, da meinten Alle: wenn erst die Franzosen zum Land hinausgeschlagen sind, dann kommen bessre Zeiten. Ist auch nichts damit gewest. Ist vielmehr schlimmer geworden mit allem, den Steuern und dem Schreiberwesen, daß man sich gar nicht mehr rühren kann noch regen. Und die Jesuiten sind auch wieder da und halten Missionen im Land, daß die Leut ganz wüst werden im Kopf."

Der Schreiber zupfte mit einem Achselzucken an seinem borstigen Schnurrbart und meinte: „Die Väter Jesu sind mir noch die liebsten von allen den Pfaffen. Sie wissen, was es heißt, leben und leben lassen. Man fährt gut mit ihnen."

„Jedennoch dank ich für die Fahrt," versetzte Ignaz trocken.

Unterdessen brachte seine Frau die schäumenden Krüge. Er that einen tiefen Zug, wischte sich den Mund mit dem Hemdärmel und sagte:

„So, jetzt will ich Euch Bescheid geben. Also, das mit dem baaren Gelde und den Zinsen von den vierhundert Gulden, das hat seine Richtigkeit und

ist nichts gegen zu sagen. Aber wie ich anzog, standen hier auf dem Hof tausend Gulden; die hab ich nach und nach abgezahlt und die muß der Aloys herauszahlen, sammt Löschungskosten und Zinsen. Was dem Einen Recht ist, ist dem Andern billig."

Jakob Beck machte ein unangenehm überraschtes Gesicht. Er hätte am liebsten Ignaz am Bettelstab gesehen. Denn wie wenig auch sein von mancherlei und nicht immer saubern Praktiken zerfressenes Herz des Liebesgrams fähig war, so hatte er doch nicht vergessen, oder bildete es sich wenigstens ein, daß ihn Ignaz in der Gunst Theresens aus dem Sattel gehoben, und er hätte jetzt die Gelegenheit gern benutzt, um sich an diesem zu rächen, zumal er sich dabei hinter einem Anderen hätte verstecken können. Denn Tapferkeit war eben nicht seine Sache, und wie sehr er seiner Natur nach zur Bosheit neigte, während er sich den Anschein gab, aller Welt Freund zu sein, so wagte er sein Gift doch nur da auszuspritzen, wo er es heimlich mit Sicherheit thun konnte.

„Schreibt's nur auf und berechnet, wie viel 's macht, Kapital und Zinsen, alle die Jahr her," fuhr

Ignaz fort. „Denn soll einmal gerechnet werden, so rechnen wir bis zu End, mag daraus werden, was will. Die Zinsen von den tausend Gulden sind in die Wirthschaft gekommen und auch die von den vierhundert Gulden. Was ich gespart hab, das könntet Ihr getrost in Eurem Hosensack wegtragen und würd' Euch nicht hindern im Laufen, selbst wenn's Leben davon abhing. Dazu hab ich ein Stück Wiesenland gekauft und den Viehstand vermehrt. Da steht meine Frau, die kann's Euch besser sagen wie ich."

„Ja, ja, so ist's," bestätigte diese und er fuhr fort: „Seht nach in Eurem Verzeichniß, was der Hof werth war und das Inventarium, als ich ihn übernahm: Er ist damals geschätzt worden; heut ist er mindestens das Doppelte werth. Zu dem Preis von damals und die Zinsen dazu soll der Aloys den Hof haben. Was darüber ist, das zahlt er mir heraus, und dabei bleibt's."

„So?" höhnte der Schreiber. „Sagtet Ihr nicht selbst, daß Ihr die Erträge des Hofs zu dessen Verbesserung verwendet hättet? Also, was er heute mehr werth ist, als damals, das sind eben die Zinsen, von denen Ihr redet, daß Ihr sie zahlen wollt, Eure

tausend Gulden abgerechnet, und mehr verlangt ja auch der Aloys Staudach nicht."

Ignaz bestritt die Richtigkeit dieser Ausführung; seine Frau redete mit hinein und die Sache wurde immer verwickelter; der Streit erhitzte sich. Der Schreiber blieb übrigens der Gemäßigtere und gab sich offenbar Mühe, einen schroffen Abbruch der Verhandlungen zu vermeiden. Er athmete erleichtert auf, als eine von den Mägden den Kopf zur Thüre hereinsteckte und die Bäuerin abrief. Es war Zeit, das Abendessen anzurichten.

„Das Reden macht hungrig," sagte er, als er eingeladen wurde, an der Mahlzeit theilzunehmen. „Ich denke, wir werden alles noch in Fried und Freundschaft schlichten. Beschlafen wir's erst einmal; morgen ist ja auch noch ein Tag."

Er erzählte während des Essens mancherlei und mühte sich, die Bäuerin guter Laune zu machen. Sie blieb aber wortkarg, und ihre glitzernden Augen verriethen die Fortdauer ihrer inneren Aufregung. Seine Versuche, Anna zutraulicher zu machen, hatten keinen besseren Erfolg. Um so aufmerksamer hörte ihm das Gesinde zu und die Mägde kicherten und schielten zu den Knechten hinüber bei seinen Späßen

und Schnurren, die eben nicht die feinsten waren. Ignaz aß mit ungewöhnlicher Hast; es drängte ihn, die Mahlzeit zu beenden, um die Verhandlungen wieder aufzunehmen. Der Schreiber meinte jedoch, nachdem der Dank gesprochen und er sich seine kurze Pfeife angezündet, er müßte zunächst daran denken, wo er die Nacht zubrächte.

„Könnt Ihr mir ein Bett anweisen in Eurem Hause," sagte er, „so nehm ich's mit Dank an; sonst geh ich in's Wirthshaus. Ihr werdet es mir nicht anrechnen, daß ich Euch kein lieber Gast bin; ist's doch nicht meine Sache, die ich zu führen hab'. Mir ist alles eins, wo Ihr mich für die Nacht hinsteckt und wär's auch in das Bett, in dem der Barthel Staudach gestorben ist. Ich fürchte mich nit vor Gespenstern."

Er begleitete die letzten Worte mit einem lauten Lachen; dabei lag jedoch in seinen Augen etwas Gespanntes, Lauerndes. Es bemerkte Niemand und Frau Resi entgegnete: „Es hat schon mancher ehrliche Mann darin geschlafen und ist ihm nichts geschehen. Ich weiß nicht, wie es mit Euch ist. Wir haben auch keine andere Stub' frei."

„Ich nehm's an," sagte er hastig. Dann gähnte er und äußerte, er sei hundemüde und wolle sich gleich hinlegen, um morgen früh auf zu sein.

Ignaz führte ihn quer über den Flur nach der Stube, die Barthel Staudach bewohnt hatte, stellte das mitgenommene Licht auf den Tisch und verließ ihn.

Jakob Beck stand und lauschte, bis drüben hinter seinem Wirthe die Thüre zugefallen war. Dann schlüpfte er aus den Schuhen und schob leise den Riegel an der eigenen Thüre vor. Hierauf schlich er zu den beiden Fenstern und überzeugte sich, ob die Läden geschlossen wären. Mit einem höhnischen Gesicht blickte er sich langsam in der Stube um und murmelte: „Das wär also geglückt. Gefunden haben die Dummköpfe nichts." Er legte die Pfeife fort, zog die Joppe aus und verstopfte das Schlüsselloch mit einem Papierpfropfen. „Es ist Alles geblieben, wie es war," murmelte er, indem er von Neuem Umschau in der Stube hielt.

Er konnte es wissen, denn er war zu Lebzeiten Barthels häufiger hier gewesen, im Auftrage seines nun verstorbenen Brodherrn, welcher der Sachwalter des Alten gewesen war; zum letzten Male, bald

nachdem Aloys und Franzl in die weite Welt gegangen waren. Damals hatte er dem Alten ein Schriftstück gebracht, das er in dessen Gegenwart versiegelt und überschrieben, nachdem Barthel Staudach es unterzeichnet hatte.

Alles stand noch auf den alten Plätzen: der plumpe Schrank von Tannenholz und daneben die plumpe Kommode; in der Fensterecke das Brett mit den staubgeschwärzten Heiligenfiguren unter künstlichen Blumen und Rauschgold-Verzierung; dann der alte, blau angestrichene Kasten mit halbverloschenen Rosenguirlanden, auf dem Beck gesessen, während Barthel das Schriftstück unterzeichnet hatte; an dem grünen Kachelofen der lederbeschlagene Armstuhl, auf dem der Alte Abends zu sitzen pflegte; die derbe Bettstatt mit den Geschenken zu Namenstagen darauf, in Gestalt von bemalten Tassen und Gläsern, und in der Nähe des Ofens das Jagdgeräth des Alten, worunter einige recht alterthümliche Gewehre, Stücke, welche seit Generationen von Vater auf Sohn gekommen waren. Seitdem Aloys das väterliche Haus verlassen, war der Staub wohl von den Flinten nicht mehr entfernt worden, und auf dem ledernen Jagdranzen lag er mehr als fingerdick, wie der Schreiber

sich hätte überzeugen können, wenn er Sinn dafür gehabt hätte.

Er lauschte, und als sich im Hause nichts regte noch rührte, schlich er an den Schrank, in dem der Schlüssel steckte, und öffnete ihn so geräuschlos wie möglich. Er schien die Wintergarderobe der Familie zu enthalten. Beck untersuchte sämmtliche Kleidertaschen und da er nichts fand, trug er geräuschlos einen Stuhl herbei, den er mit dem Licht in der Hand bestieg, und leuchtete in das Fach, welches sich über den Kleidern befand. Es lag nichts darin, als die Pelzmütze des Ignaz. Auch auf den Boden des Schranks leuchtete er und fühlte mit den Händen umher: auch hier nichts! Dann ging er an die Kommode. Sie war verschlossen; aber in seinen Mienen zeigte sich weder Enttäuschung noch Verdruß darüber. Er ließ das Licht dort stehen und begab sich an die Untersuchung des Kastens. Kein Schlüssel steckte in dem Schloß, allein der Deckel öffnete sich, wie ihn Beck zu heben versuchte, und bei dem Anblick des Inhalts funkelten seine Augen auf. Es war mancherlei alter Kram in dem Kasten: alte Leinwand, Lappen, abgetragene Kleider, Schuhe, zerbrochenes

Kinderspielzeug, eine kopflose Puppe, verblichene Bänder und dergleichen.

Der Schreiber dachte an die mancherlei Geschichten von Geizhälsen, die ihre Schätze unter altem Plunder verstecken. Doch wie sorgfältig er auch den Inhalt des Kastens untersuchte, die Päcke alter Leinwand und Lappen auseinanderthat und durchwühlte, er fand nichts, als in der Tasche einer alten Hose einen Schlüssel. Der Schweiß tropfte ihm von dem schwammigen Gesicht, und die Haare, die sonst seinen kahlen Schädel verhüllten, hingen ihm lang im Nacken herunter, als er den alten Plunder, den er vorsichtig, als ob derselbe von Glas gewesen, auf dem Fußboden um sich her aufgehäuft, wieder in den Kasten gethan hatte.

Zu welchem Behälter gehörte der gefundene Schlüssel? In das Schloß der Kommode paßte er nicht. Wieder griff Beck nach dem Lichte und leuchtete Schritt vor Schritt ringsum an den Wänden umher, hoffend, irgendwo einen eingemauerten Schrank zu entdecken. Aber es zeigte sich keine Spur eines solchen. Auch dieser Fehlschlag entmuthigte ihn nicht; er war ein zäher Mensch, leider mehr im Verfolgen schlechter Ziele als guter, und Gewissensbisse waren ein Ding,

welches er nicht mehr kannte. Krumme Wege, Ueberlistungen und Uebervortheilungen gehörten zu seinem Handwerk der Winkelschreiberei, und darüber war für ihn die Linie des Rechts unkenntlich geworden.

Einstweilen steckte er den Schlüssel zu sich. Dann legte er das Ohr lauschend an die Thüre, und als er kein Geräusch vernahm, wiederholte er das Horchen an den Fenstern. Auch draußen war alles still. Nur aus der Ferne vernahm er dumpf das Bellen eines Hundes. Jetzt griff er nach seiner Joppe, aus deren Tasche er einen in Papier gewickelten Gegenstand hervorzog. Es waren einige kurze Eisendrähte von verschiedener Stärke, deren Spitzen gekrümmt waren. Dietriche nennen sie die Schlosser, vielleicht weil ihnen ein Schloß ebensowenig zu widerstehen vermag, wie ein Gegner dem alten Recken Dietrich von Bern; vielleicht auch, weil die alleinseligmachende Kirche den grimmen Helden zum Gottseibeiuns gestempelt hat, und Teufelskunst in eisernen Diebesbärten steckt.

Der Schreiber hatte sich auf alle Fälle vorgesehen, und so geräuschlos wie möglich versuchte er nun, die Kommode mit den eisernen Haken zu öffnen. Es war wohl sein erster Versuch in dieser Kunst;

denn er nahm sich nicht sonderlich geschickt dabei, und es dauerte ziemlich lange, bis er seinen Zweck erreichte.

Auch erschrack er selbst mehr wie einmal über das laute Kratzen und Klirren des abgleitenden Dietrichs und hielt mit seiner Arbeit inne, bis er sich überzeugt hatte, daß alles im Hause still blieb. Die Kommode bestand aus nur zwei Schubläden, so daß es genügte, die obere herauszuziehen, nachdem deren Schloß geöffnet war, um zu der unteren zu gelangen Beide waren mit Wäsche gefüllt, zwischen die Lawendel gestreut war. Aber auch hier fand er nicht, was er suchte, und mit einem wüthenden Gesicht ordnete er die herausgenommene Wäsche wieder ein.

Mit einem Fluche trocknete er sich die Stirn. Es blieb nichts mehr zu durchstöbern. Doch nein, oben auf dem Betthimmel hatte er noch nicht nachgesehen. Er that es mit Hülfe eines Stuhles; allein ohne Erfolg.

„Sollte es der Alte dennoch vernichtet haben?“ fragte er sich, und diese Vorstellung steigerte seine Wuth so, daß er mit den Zähnen knirschte und die Fäuste ballte. Dann dachte er wieder an den gefundenen Schlüssel, zog ihn hervor und betrachtete ihn von allen Seiten. Zu einem Schlosse im Hause

mußte er passen. Morgen war Sonntag: er wollte am Vormittage daheim bleiben, während alle Anderen zur Kirche gingen. Dieser matte Schimmer einer Hoffnung, doch noch das Gesuchte zu finden, beruhigte ihn einigermaßen.

Er ging zu Bett; aber der Schlaf floh ihn. Indem er sein Gehirn in der Dunkelheit zermarterte, wo das, was er suchte, wohl zu finden sein möchte, wurde er immer aufgeregter. Seine Einbildungskraft durchwühlte das ganze Haus in allen Winkeln, vom Keller bis unter die Schindeln des Dachs. „Es ist zum Todtschießen!“ rief er endlich laut, und jählings richtete er sich mit halbem Leibe auf. Ein Paar Sekunden saß er so; dann sprang er aus dem Bette, tappte nach dem nächsten Fenster, riß es auf und stieß die Läden zurück. Eisig drang ihm die Nachtluft entgegen; schwarz standen die Berge und über ihnen funkelten die Sterne. Beck tastete sich nach der Stelle, wo die Gewehre hingen; aber nicht nach diesen fühlte er an der Wand, sondern nach dem Jagdranzen. Diesen riß er von dem Pflock herunter und eilte mit ihm wieder zu dem offengelassenen Fenster. Es war eine wahnsinnige Idee, die ihm plötzlich durch den Kopf geschossen war, so verrückt,

daß er vorher bei kälterem Blut gar nicht daran zu denken vermocht hatte. Ungeduldig fingerte er an der Schnalle des Ranzen umher und es dünkte ihn eine Ewigkeit, bis es ihm gelang, sie zu öffnen. Wie die Kralle eines Habichts nach seiner Beute, so fuhr seine Hand in die Jagdtasche. Ein langes Ah! rang sich von seinen Lippen. Er fühlte etwas darin, es faßte sich an wie Papier, und was er herauszog, war ein in Papier geschlagenes Packet. Er riß den Umschlag fort und fühlte mehrere zusammengefaltete Papiere. Aber wie nah er sie auch vor die Augen hielt, er konnte bei dem Sternenlichte nicht erkennen, ob sie beschrieben waren, geschweige, was sie enthielten.

„Licht! Licht!" rief er mit fliegendem Athem. Er hatte wohl Stahl, Stein und Schwamm bei sich für seine Pfeife, jedoch keinen Schwefelfaden, um das Licht anzuzünden. Die Verwünschungen, welche er ausstieß, steckten das Licht nicht wieder an, noch hellten sie die Nacht auf. Er rannte in der Stube auf und ab, immer wieder hinausschauend, ob die Sterne noch nicht zu erbleichen anfingen, bis die Kälte den Unbekleideten in das Bett zwang. Da wälzte er sich herum, die Papiere krampfhaft in der

Hand, in folternder Ungeduld und in Ungewißheit, ob er den richtigen Fund gethan.

Mahomet hat in einer Minute sieben Himmel mit aller ihrer Herrlichkeit durchwandert; dem Schreiber reckten sich die zwei bis drei Stunden, ehe die Morgendämmrung die Berge heraufzukriechen begann, zu Jahrtausenden, und in dieser Zeit bildete sich aus der trübwogenden Fluth seines Geistes ein Niederschlag, der die letzten Reste seines Gewissens hoch überdeckte.

Endlich war die Dämmrung so weit vorgeschritten, daß er in der Nähe des Fensters mit einiger Anstrengung die Schriftzüge auf den Papieren unterscheiden konnte. Auf dem einen erkannte er die seinige und er lachte laut auf. Er hatte gefunden, was er suchte.

Die anderen Papiere, welche er flüchtig durchsah, bestanden aus dem Hypothekenschein über die vierhundert Gulden, welche auf das Grundstück des Elias Hiesel eingetragen waren, und aus Schuldscheinen über kleine Summen, welche Barthel verschiedenen Leuten in Ober-Unterau und Achenkirchen geliehen hatte. Diese Scheine lösten das Räthsel, warum sich bei dem Tode des Alten nur eine geringe

Summe baaren Geldes vorgefunden hatte. Indessen begnügte sich Beck damit nicht, sondern unterwarf den alten Jagdranzen noch einer genauen Durchsicht. Er enthielt nichts weiter.

Beck that die Scheine wieder in die Tasche, schnallte diese zu und hing sie an ihren alten Ort. Um den Scheitel des Juifen flimmerten die ersten Sonnenblitze, als er sich wieder zu Bett legte.

Drittes Capitel.

Fort von Haus und Hof.

Ignaz Staubach hatte sich die Vorschläge seines Vetters gründlich beschlafen. Die Mitternachtsstunde hatte er noch in seinen Sorgen schlagen hören; dann waren ihm die Augen zugefallen und seine Frau hatte ihn bis in den Morgen schlafen lassen. Es war ja Sonntag. Mit hellen Augen trat er dem Schreiber entgegen, dessen aufgedunsenes Gesicht von der schlaflosen Nacht noch blässer war als sonst. Ignaz bestand in Bezug auf die Abtretung des Hofs hartnäckig auf seinen Forderungen, und der Schreiber bot umsonst seine Ueberredungskünste auf, um ihn davon abzubringen. Umsonst auch schmeichelte er der Frau: ihr heller Verstand müßte doch einsehen, daß ein Pro=

zeß vollends ihr Ruin wäre. Sie hielt die Lippen fest zusammengepreßt und redete kein Wort.

„Mag denn der Aloys klagen, wenn er will,“ sagte Ignaz und stand auf. Die Glocken zum Kirchgang läuteten zum ersten Male.

Beck kaute an den Spitzen seines borstigen Schnurrbarts. Er wußte, daß Aloys nicht klagen würde, hatte derselbe ihm doch ausdrücklich aufgetragen, Ignaz nicht zu pressen. Auch war die Zusammenkunft der beiden Vettern gegen den Willen des Schreibers gewesen, und hatte er seine ganze Geschicklichkeit aufgeboten, um es zu einer Verständigung zwischen ihnen nicht kommen zu lassen, denn ihm hatte zunächst alles daran gelegen, sich auf dem Marienhofe einführen zu können. Er jagte ein hohes Wild und die Rache an Ignaz und seiner Frau war das untergeordnete Motiv. Mit schwerem Herzen entschloß er sich endlich, einen Vergleich vorzuschlagen. Ignaz sollte den Kaufpreis für die zum Hof erworbene Wiese ersetzt und eine Entschädigung erhalten für das Mehr des lebenden Inventariums, das er bei seinem Abzuge nicht etwa mitnähme. Diesen Vorschlag wollte sich Ignaz überlegen.

„Und dann könnt Ihr auch dem Aloys Staudacher sagen," nahm die schon mit Gebetbuch und Rosenkranz bereit stehende Bäuerin noch das Wort, „daß wir kein Almosen von ihm annehmen. Ich will lieber auf freiem Felde erfrieren, als auch eine Stund' nur mit ihm unter demselben Dach' leben. Zu Martini wird der Hof geräumt sein. Und jetzt sind wir ja wohl mit einander fertig."

Sie strich ihre grüne Sonntagsschürze glatt und ließ den Gruß unerwidert, mit welchem Jakob Beck innerlich erbost Abschied nahm.

„Ich kann's nimmer glauben, was der Schreiber von dem Aloys gesagt hat," äußerte Ignaz unterwegs gegen seine Frau, die ihm mit Anna, beide im saubersten Sonntagsputze, nachschritt. „Sich verstellen und lügen hat der Aloys nie gekonnt."

„Der und der Schreiber haben sich gesucht und gefunden," versetzte seine Frau verächtlich.

Als sie auf den Kirchhof kamen, wartete dort schon fast die ganze Gemeinde auf den Anfang des Gottesdienstes. Die Leute standen in Gruppen zwischen den sonnig überglänzten Gräbern und redeten lebhaft mit einander. Wovon sie redeten, verriethen

ihr plötzliches Verstummen, als die Staudach's den Kirchhof betraten und die neugierigen Blicke, welche sich von allen Seiten auf diese richteten. Frau Resi nickte ihren Bekannten vornehm lässig zu.

Und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Wie jene schwankten, ob sie sich von den Staudachs fern halten, oder so thun sollten, als ob alles wie sonst wäre und unentschlossen zwischen ihrer Neugierde und dem geheimen Aerger über Frau Resi's Hochmuth standen; so hielten sich die kleinen Mädchen von Anna fern, um deren Freundschaft sie sich sonst eifrig bewarben, und starrten sie, an die Röcke ihrer Mütter gedrängt, groß an. Die arme Anna stand ganz bestürzt darüber, daß ihre freundlichen Grüße unerwidert blieben.

Mayr's Eva war auch da. Sie saß abseits von den Uebrigen auf einem Grabhügel, beobachtete alles und lachte. Heute hatte sie Schuhe und Strümpfe an und das in's Röthliche spielende Haar war ordentlich in zwei dicke Zöpfe geflochten, die ihr lang über den Rücken herabfielen. Ihren abgenutzten Hut hatte sie mit zwei dunkelrothen Nelken geschmückt. Ihre blauen Augen blickten immer strahlender auf Anna, die in ihrem Sonntagsputz gar lieblich aussah. Nun

kam sie zu dieser herangesprungen und rief: „Laß Dich's nicht grämen, Annerl; die sind albern.“

„O, ich gräm' mich auch nicht,“ versetzte diese, und in der That war sie ihrer Betroffenheit bereits Meisterin geworden und hatte den hübschen Kopf stolz aufgerichtet. „Sie sind Alle falsch gegen mich gewesen, und ich will nichts mehr mit ihnen zu thun haben.“

„Sie haben's ehrlich mit Dir gemeint, so lange Du reich warst,“ sagte Eva. „Jetzt ist der Schreiber aus Jenbach wie eine dicke, garstige Spinne über Dein Glück gekrochen, das ist's. Aber hübscher wie sie Alle bleibst Du doch. Ach, Annerl, wer doch auch so hübsch wär'!“

„Das red'st Du Dir blos ein,“ lachte Anna unbefangen.

Unter den Andern that manche verwundert den Mund auf oder kräuselte verächtlich die Lippen, daß jene Beiden so vertraulich mit einander redeten. Anna verschüttete es dadurch vollends mit ihnen; denn mit der Eva wollte kein's von den kleinen Mädchen Umgang haben. Daß der Schulmeister die Enkelin des alten Mayr dumm und faul schalt, war nicht die Ursache, obgleich es auch hier wie überall in der Schuljugend eine

Aristokratie des Geistes gab. Es war Eva's unstetes, fahriges Wesen, ihre Unbekümmertheit um alle Andern, ihr einsames Umherschweifen in Berg und Wald, ihre oft seltsamen Reden, was sie ihren Altersgenossinnen entfremdete. Diese begriffen ein solches Wesen nicht und das Absonderliche daran erhielt für sie etwas Unheimliches durch den Umstand, daß Eva in der heiligen Weihnacht geboren war. Daher hatte sie auch ihren Taufnamen. Die Geburt in derselben Nacht, in welcher der Erlöser in die Welt gekommen, verlieh ihr nicht blos in den Augen der Kinder etwas Mysteriöses. Daß Eva den unklaren Vorstellungen, die sich hieran knüpften, keineswegs entsprach, konnte nur darin seinen Grund haben, daß das durch eine so heilige Geburtsstunde ausgezeichnete Kind von den Huldren oder, wie sie in Tirol genannt werden, den Salingen Fräulein, vielleicht auch von den Seenixen vertauscht worden war. Ein Wechselbalg war die arme Eva. Mancher zahnlose Mund hatte davon gemurmelt und gefragt, wie es sonst wohl kommen könnte, daß ein Weihnachtskind rothe Haare hätte, wie der Judas Ischariot? Man hätte, die Verdachtsgründe verstärkend, noch hinzufügen können, daß die Kleine die Anmuth ihrer Bewegungen sicherlich nur von den

Elfen haben könnte. Und mit diesem Geschöpf that Anna, auf welche bisher Alle so große Stücke gehalten hatten, jetzt so vertraut! Anna hatte sich übrigens ebenfalls von Eva ferne gehalten, bis sie jüngst weinend von dieser im Busche gefunden worden war. Da hatte das tröstliche Geplauder Eva's die Scheidewand zwischen ihnen niedergebrochen.

„Ich möcht' lieber draußen bleiben in der Sonne," sagte Eva, als unter dem letzten Geläute die Menschen in die Kirche zu gehen begannen, und auf den Grabhügel deutend, auf dem sie zuvor gesessen, fuhr sie fort: „Das ist meiner Mutter Grab. Schau, die Sonne liegt darauf wie lauteres Gold. Ich möcht' nicht in der Erd' liegen, wenn ich todt bin; es ist grausig."

„Aber weißt Du denn nicht," versetzte Anna, „daß die Todten nicht in der Erd' bleiben? Der Herr Pfarrer hat es uns ja erzählt, daß sie aus ihren Gräbern auferstehen zur ewigen Seligkeit."

„Ja, verstehst Du denn das?" fragte Eva. „Ich versteh's nicht, wie Einer, der todt ist, wieder lebendig werden soll. Es bleibt ja nichts übrig von ihm, als die Knochen. Wenn ich einmal so alt bin, daß ich sterben muß, dann geh' ich auf den Unxutz oder

einen andern Berg und leg' mich in die Sonne und da sterb' ich, daß ich's gar nicht merk'. In die kalte Erd' sollen sie mich nicht legen."

Zögernd folgte sie Anna, welche fromm die Lider gesenkt hatte.

Verhallend zogen die letzten Glockenklänge durch das Thal. Jakob Beck hörte nichts davon. Er sah auch nicht das Leuchten der nackten Kalkschroffen in der Sonne; nicht das grün-goldene Funkeln der Wälder, welche die Felsen herabkletterten bis zu dem schmalen, langgestreckten See, in dessen unbewegte, dunkle Bläue die Pertisau neugierig hinter der Rabenspitze hervorlugte. Seine sonst nichts übersehenden Augen gewahrten kaum die Städter und Städterinnen aus dem Innthal, welche in dem Seehause, das heute nach seiner Wirthin die Scholastika genannt wird, ihre Sommerfrische hielten und ihm auf ihren Ausflügen in die Berge begegneten. Er hatte seine Joppe trotz des warmen Morgens bis zum Halse zugeknüpft, und von Zeit zu Zeit tastete er nach der linken Brust, wo er in der Tasche das gestohlene Schriftstück verwahrt hatte und darunter, an seinem Herzen, nagte der Aerger über das Zugeständniß, welches er Ignaz

gemacht, und über die Verachtung, welche ihm dessen Frau bewiesen hatte.

Am Seehause überlegte er, was er noch nie in seinem Leben gethan hatte, ob er hineingehen und einen Schoppen Rothen trinken sollte? Die Folgen der in fieberhafter Aufregung durchwachten Nacht begannen sich geltend zu machen. Aber nein, er mußte sparen. Später konnte er alles nachholen. Ja, das sollte ein Leben werden! Fröstelnd saß er in dem Nachen, der ihn nach Buchau überführte. Der Schiffer erzählte mancherlei, unter Anderem, daß der junge Herzog von Coburg die Jagd ringsum gepachtet habe und bei dem Klösterli im Hinterrißthal ein Jagdschloß sich bauen ließe. Was kümmerte den Schreiber der Herzog und sein Jagdschloß? Nur halb hörte er hin mit grämlichem Gesicht und forderte den Schiffer auf, in den Sonnenschein zu rudern. Der aber lachte: „Dank' schön, ist mir so schon warm genug."

Im Wirthshause zu Buchau trank Beck einen Schnaps. Er ließ sich denselben vor die Thüre bringen; denn im Hause war es kühl, während auf der schmalen Dorfgasse zwischen den Schindeldächern die Sonne brütete. Die Wirthin, welche ihn bediente, hatte ein blasses, vergrämtes Gesicht, und als

Beck getrunken hatte, sagte sie: „Jetzt ist's fertig; in vier Wochen wird uns Haus und Acker verkauft."

Der Schreiber fragte nicht warum. Er wußte, daß der Wirth tief verschuldet war, hatte er ihm doch manche Klagebeantwortung gemacht. Sterzinger war sein eigner, bester Gast und konnte der Verführung der geistigen Getränke, die er feil hielt, nicht widerstehen. Seit einem Jahre hatte er keine Zinsen mehr von der Hypothek, die auf dem Grundstücke stand, bezahlt. Nun war es zur Subhastation gekommen.

„Ich hab's Euch voraus gesagt, daß es so kommen würde," versetzte Beck gleichgültig auf die Klage der Frau, die mühsam ihre Thränen zurückhielt. „Und ich hab' auch noch für meine letzten Arbeiten fünf Gulden von Eurem Mann zu fordern."

„Und der Teufel soll sie Euch gesegnen!" rief der Wirth, der inzwischen in die Hausthüre getreten war, mit grober, heiserer Stimme. Es war ein kräftiger Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem Gesicht, dem Rohheit und Trunksucht deutlich ihre wüsten Zeichen eingedrückt hatten. Er war schon jetzt nicht mehr ganz nüchtern, und vollends heraustretend und sich dem Schreiber gegenüber mit beiden Fäusten auf den Tisch stützend, fuhr er fort: „Ihr seid's, der mich

mit seinem Rath in's Unglück geritten hat. Hätt' ich mit dem Geld, was mich Eure Schreibereien und die Prozeßkosten, die Ihr mir an den Hals geschrieben habt, meine Schulden bezahlt, es wär' nicht so weit mit mir gekommen. Es wird auch mit uns Bauern nicht besser im Land werden, als bis die Schreiber alle gehenkt sind."

„Bin ich zu Euch, oder seid Ihr zu mir gekommen?" fragte Beck und rückte auf der Bank etwas weiter von ihm ab. „Eure Gurgel hat Euch wohl mehr gekostet als meine Tinte, sollt' ich meinen, Sterzinger, und es wär' das Beste, ihr legtet Euch jetzt auf's Ohr und schlieft Euren Rausch aus."

„Aber zuvor sollt Ihr Eure fünf Gulden haben," versetzte der Wirth mit dumpfem Ingrimm und holte mit der Faust zum Schlage aus.

Seine Frau fiel ihm mit einem Schrei in den Arm und der Schreiber entfloh so eilig er konnte.

„Lauf nur, Du Blutsauger," rief ihm Sterzinger nach, während ihn seine Frau am Arm festhielt und in das Haus zu ziehen suchte. „Wenn ich Dich treff', schlag' ich Dich todt wie einen Hund, und sollt's mir den Kopf kosten."

Aus den Nachbarhäusern steckten ein paar alte Weiber die Köpfe heraus. Sie hörten die Drohung und vergaßen sie nicht.

Auch dem Schreiber ging sie sobald nicht wieder aus dem Sinn. Hätte er Zeugen gehabt, so würde er gegen Sterzinger eine Klage auf lebensgefährliche Drohung angestrengt haben. Indessen machte er doch dem Gendarm, welcher ihm in der herrlichen Waldschlucht begegnete, die sich den Kasbach entlang nach Jenbach hinunterzieht, vertrauliche Mittheilung davon. Der meinte freilich, dem Worte eines Betrunkenen sei kein Gewicht beizulegen und mit dem Rausche sei es verschlafen. Allein Jakob Beck hielt es doch für gerathen, sich ein Wäglein zu miethen, als er wieder nach Achenthal hinauf mußte. Unter dem Schutz des Kutschers fühlte er sich sicher und fuhr trotzigen Blicks an Sterzinger's Wirthshaus vorüber. Natürlich setzte er die Fahrt dem Aloys Staubach auf Rechnung und sie kam diesem um so theurer zu stehen, als er die Gefahr, die er um seinetwillen lief, ebenfalls in Anschlag brachte.

Ignaz hatte sich nach reiflicher Ueberlegung mit seiner Frau entschlossen, auf den Vergleichsvorschlag des Schreibers einzugehen. Frau Resi kam es schwer

an, ihre Zustimmung zu geben; es wollte ihr nicht in den Sinn, daß sie im Besitz und doch nicht im Recht sein sollte. Nun gab es für Jakob Beck auf dem Hofe viel zu schreiben und zu rechnen, zu feilschen und zu streiten. Wenn er aber gehofft, Ignaz dabei zu übervortheilen, so hatte er sich geirrt. Dieser ließ sich nicht aus seinem Geleise bringen und ließ sich Zeit, bis er ja oder nein sagte, und der Schreiber mußte sich fügen, daß das lebende Inventarium von zwei ehrenwerthen Männern aus dem Dorfe abgeschätzt wurde. Ignaz zeigte bei dem ganzen Geschäft eine Rührigkeit und Thätigkeit, welche Alle, die ihn kannten, in Verwunderung setzte. Er war wie umgewandelt und so blieb er auch, nachdem der Vergleich abgeschlossen war. Er dachte selbst rascher, als es sonst seine Gewohnheit war. Während auf das Herz der Frau immer schwerer die Vorstellung drückte, daß der Verlust des Hofes nun entschieden war, gönnte er sich keine Ruhe, bis das Fundament zu einem neuen Leben gelegt war.

Er erstand Sterzinger's Wirthschaft in Buchau. Frau Resi gab erst nach heftigem Sträuben ihre Einwilligung zu dem Kauf. Wie hatte man sie in ihrem Heimathdorf glücklich gepriesen und beneidet, als sie

vor dreizehn Jahren den stattlichen Marienhof erheirathet hatte und nun sollte sie als gefallene Größe nach Buchau zurückkehren! Die stolze Bäuerin sollte ihr Haus für Jeden, der des Weges kam, offen halten und Jedem für seine paar Kreuzer, die er bei ihr verzehrte, ein freundliches Gesicht machen! Der Gedanke war schrecklich, schrecklicher als alles, was in der letzten Zeit auf sie eingestürmt war. Unter allen Nüssen ist Muß freilich die härteste; aber Ignaz bewies ihr, daß sie froh sein könnten, aus dem Schiffbruch ihres Glücks wenigstens einen Pflaumenkern gerettet zu haben, mochte dessen Schale auch noch so hart sein. Auch aus dem Pflaumenkern erwächst ein Baum, wenn man nur Geduld hat. Ignaz war kein Sanguiniker; jetzt zeigte er jedoch etwas von einem solchen. Die Kaufbedingungen waren billig und er rechnete heraus, daß sie noch Geld genug übrig behielten, um das von Sterzinger verwahrloste Ackerland in die Höhe zu bringen, sodaß sie eines Tages im Stande sein würden, die Schankwirthschaft eingehen zu lassen.

Nun begann eine Folge der bittersten Wochen: das allmählige Ablösen von dem alten, stattlichen Heim. Freilich gab es dabei auch viel zu thun, so

daß das schmerzliche Denken und Empfinden wenigstens zeitweilig zurückgedrängt wurde. Frau Resi stand manchen Morgen mit rothen, geschwollenen Augenlidern auf, und manchmal, wenn sie allein war, weinte sie, indem sie wie zerbrochen auf den nächsten Schemmel sank, sie ertrug's nicht bis zu Ende. Der Muth ihres Mannes riß sie wieder empor. Seine Stimme, die man früher wenig gehört hatte, klang laut und ruhig im Hause, auf dem Hofe, in den Ställen. Er trieb überall zur Eile; was geschah, sollte rasch geschehen. Das Gesinde that seine Arbeit schweigend und niedergedrückt. Anna ging der Mutter fleißig zur Hand; sie war blaß und verschüchtert. Es war als ob es eine Leiche im Hause gäbe. Aber bei einem Todesfall drängen sich die Bekannten tröstend heran und selbst Solche, welche den Leidtragenden sonst ziemlich fern gestanden haben. Um Ignaz und seine Frau blieb es ziemlich öde. Die Menschen beobachteten die Vorgänge auf dem Hofe mit geheimer Schadenfreude. Man gönnte dem Stolze der Frau Resi die Demüthigung durch das Unglück; der Neid und alle die kleinen Eifersüchteleien, die sie erregt hatte, hielten triumphirend mit ihr Abrechnung, und was ihren Mann betraf, so ließ man ihn wohl als gut und brav

gelten, allein er war doch eigentlich kein richtiger Bauer. Er war für die Achenkirchner trotz allem der Schmied geblieben, und mit ihm schied ein fremdes Element aus ihrer Mitte. Gespannt erwarteten sie die Ankunft des Aloys Staudach. Der war nach ihrem Sinne ein echter Bauer und zudem war das Recht auf seiner Seite. Von Vater auf Sohn, so mußte es fortgehen. Eine Abweichung davon, und bei Ignaz hätte sie, da er nur eine Tochter besaß, den Hof schließlich in fremde Hände gebracht, dünkte ihnen wie eine Störung und Auflösung von Gottes eigner Ordnung.

Statt des Aloys fand sich Jakob Beck zur Uebernahme des Hofes ein. Er that und spreizte sich, als ob er der wirkliche Herr wäre und ließ es nicht an hämischen Bemerkungen fehlen, um Ignaz und namentlich dessen Frau die letzten Stunden zu vergällen. Kein Gefühl ist so stark, wie das verletzter Eitelkeit; es vergiebt und vergißt nimmer und so rächte sich Beck für die Geringschätzung, welche Frau Resi ihm zu zeigen fortfuhr. Wenn er redete, hätte er eher von den Mauern als von ihr Antwort erhalten und wenn er ihr im Wege stand, schob sie ihn mit einer Bewegung ihrer kräftigen Arme, ohne ihn eines Blickes zu

würdigen, bei Seite. Dabei sah er unter dem Vorwande seiner Verantwortlichkeit gegen Aloys den zum Abzug Rüstenden mit einer Peinlichkeit auf die Finger, als ob sie Diebe wären. Ueberall mischte er sich ein; in alles steckte er seine schwammige Nase und selbst als Anna die Blumentöpfe aus der großen Stube hinaustragen wollte, hielt er sie fest und sah erst in dem Inventarium nach, das er fortwährend in der Hand hielt, ob sie das auch dürfe. Da riß selbst Ignaz die Geduld und er fuhr dem Elenden an die Kehle und drückte ihn gegen die Wand, daß ihm Hören und Sehen verging. Die Knechte und Mägde, welche auf dem Flur ab- und zugingen, lachten schadenfroh, auch über das jämmerliche Aussehen des Schreibers, dem der Hut entfallen und das aus der künstlichen Ordnung gerüttelte Haar den Schädel kläglich entblößt hatte.

Eva, welche sich seit dem frühen Morgen auf dem Hofe befand, kam eben hereingesprungen, als Ignaz den nach Luft schnappenden Schreiber losließ und dieser über den Flur nach Barthels Stube flüchtete, welche er auch nicht eher wieder verließ, als bis Ignaz und die Seinigen fortgefahren waren.

„Pfui,“ rief Eva, „der sieht mal garstig aus!“ Und zu Anna sich wendend, welche betrübt auf ein Myrthenbäumchen schaute, das sie, als Beck sie angehalten, hatte fallen lassen und dessen Gefäß in Scherben am Boden lag, setzte sie hinzu: „Du, Annerl, weißt Du, das ist der böse Geist, der Deinen Prinzen verzaubert hält.“

Anna hatte wohl schon den Prinzen vergessen, von dem ihr Eva am See erzählt hatte. Jedenfalls lag ihr das Unglück mit dem Myrthenbäumchen näher. Die Mutter hatte es für sie an ihrem Tauftage gepflanzt und es war bisher prächtig gediehen.

„O, das thut nichts,“ tröstete Eva, die Ursache ihrer Betrübniß erkennend. „Wart' nur!“

Damit kauerte sie auf dem Fußboden nieder, stülpte eine abgeblühte Reseda aus dem Topfe und pflanzte die Myrthe hinein und drückte die Erde rings um die zarten Wurzeln fest.

„So!“ sagte sie und reichte mit lachenden Augen den Topf der erfreuten Anna zu. Aufspringend und ihr bei dem Hinaustragen der übrigen Blumen helfend, plauderte sie weiter: „Nimm' nur die Myrthe recht in Acht! Wenn sie lustig weiter grünt, dann ist's ein Zeichen, daß Dein verwunschener Prinz von

dem garstigen Wassernix, dem Schreiber, erlöst wird. Ich glaub', er schwimmt Nächtens im See herum und frißt die Selblinge."

Anna mußte lachen, wie wenig ihr auch sonst danach zu Muthe war.

Ein erster Wagen mit der beweglichen Habe der Familie war schon um Mittag nach Buchau abgegangen; nun war auch der zweite mit dem Rest der Sachen fertig gepackt und darauf von den Bettstücken ein Sitz für Mutter und Tochter gemacht. Der kurze Novembertag neigte sich dem Ende zu; er war trübe und rauh. Auf den Bergscheiteln lag bereits Schnee. Wenn der pfeifende Nord einmal die grauen Wolkenschleier zerriß, glänzte er silbern in das Thal herein.

„Pfüt Gott!" war alles, was Ignaz und seine Frau den wenigen Freunden, welche sich zum Abschied eingefunden hatten, zu sagen vermochten, und was von diesen erwidert wurde. Noch ein Händeschütteln, und der Wagen setzte sich knarrend und ächzend in Bewegung.

Ignaz ging nebenher und lenkte die Pferde; Frau und Kind ließen ihren Thränen freien Lauf. So

zogen sie hinaus in die trübe, kalte Dämmerung, der ihre Zukunft glich, hinter sich lassend die wohnliche Stätte eines vieljährigen Glücks.

Eva war unter den Zurückbleibenden die Letzte, welche ihnen nachschaute. Sie war in ein leidenschaftliches Weinen ausgebrochen, als ihr Anna noch einmal von dem Wagen zugenickt hatte. Das Gesinde, welches von Beck für den neuen Herrn in Dienst genommen war, ging in das Haus zurück, die Freunde entfernten sich. Eva kam mit einem nachdenklichen Gesicht heim.

„Großvater," fragte sie diesen, „ist's wirklich wahr, was der Pfarrer von unserem Herrgott sagt, daß er gerecht ist?"

„Nu, wenn's der Herr Pfarrer sagt, wird's ja wohl so sein," antwortete der Alte. „Wie so denn?"

„Ich mein' nur so," versetzte Eva, „was haben denn Staudachs gethan, daß sie vom Hof müssen? Und die Anna hat doch gewiß nichts Böses gethan, daß sie in's Unglück gestoßen wird."

„Gethan haben sie freilich nichts," antwortete der Großvater; „aber der Hof gehört ihnen nicht."

„Aber das wußt' unser Herrgott doch," meinte seine Enkelin. „Und wenn sie nichts Schlechtes ge=

than haben und er sie erst auf den Hof gesetzt und nachher jagt er sie fort, dann hat er ja blos seinen Spaß mit ihnen getrieben."

Mayr schaute sie mit weitaufgerissenen Augen an. Er war ein frommer Mann, aber kein Theologe, und wußte deshalb nicht gleich, was er antworten sollte. Er that also, was er, seiner Frömmigkeit unbeschadet, in kritischen Momenten stets zu thun pflegte: er brummte einen Fluch vor sich hin und dieser zündete ihm ein Licht an.

„Dummes Zeug," sagte er, „meinst, der liebe Gott hätt' nicht mehr zu thun, als daß er seine Nas' in jeden Quark stecken sollt'?"

Eva fragte nicht weiter; aber zufrieden gestellt war sie durch seine Antwort nicht.

Viertes Capitel.

Der rechte Erbe.

Am zweiten Tage nach Ignaz' Uebersiedelung hielt Aloys Staudach mit seinem Sohne, dem vierzehnjährigen Florian, seinen Einzug in die Heimath. Das Wetter war abscheulich: es fiel ein eisiger, mit Schnee gemischter Regen, der alles mit seinen grauen, nassen Schleiern verhüllte.

Beck trat den Ankömmlingen mit dem Behagen eines Mannes entgegen, der den Tag im Trocknen und Warmen zugebracht hat, und sich dessen, angesichts der regentriefenden, fröstelnden Gestalten, welche mit steifen Gliedern von dem Wagen stiegen, erst recht bewußt wird. Aloys Staudach hatte für sein: Willkommen daheim! nur eine unverständliche Antwort, und die Knechte und Mägde, welche dazukamen und die Betten und einiges Hausgeräth abzuladen

begannen, erhielten nur ein stummes Kopfnicken zum Gruß. Der Schreiber hatte in der Stube Barthels, da alle übrigen Räume ihrer Möbeln beraubt waren, einen Imbiß bereit stellen lassen. Dorthin führte er Aloys. Dieser stutzte betroffen und nur auf einen bedeutungsvollen Blick, welchen der Schreiber auf die Dienstleute warf, die im Flur ab und zu gingen, trat er zögernd über die Schwelle. Er mußte sich dabei etwas bücken, um mit dem Kopfe nicht oben an dem Thürgerüste anzustoßen; denn er war ein großer Mann. Seine Schultern waren breit, die Brust gewölbt; aber die Gestalt war hager wie das Gesicht, in welchem eine kühn gebogene Nase zwischen großen schwarzen Augen stand. Er trug Schnurr- und Vollbart; das Haupthaar kurz geschoren. Die Stirn war etwas schmal und nicht hoch.

Mit scheuer Langsamkeit blickte er sich in der Stube um. Hier hatte er dem Vater zum letzten Male gegenübergestanden; er, ein vor Liebe toller Bursche, dem in seinem Bauernstolze unbeugsamen Greise. Auf jenem mit schwarzgewordenem Leder überzogenen Armstuhl hatte der Vater gesessen und ihm zum letzten Male Vorstellungen gemacht. Der ganze Auftritt ward ihm so lebendig, als hätte er

erst gestern stattgefunden. Es war ihm, als ruhte das dunkle Auge des Vaters wieder zornlodernd auf ihm; als hörte er wieder von den welken Lippen die harten Worte, mit denen er den Sohn aus seinem Herzen riß und ihn für immer fortwies aus dem elterlichen Hause und dem Erbe.

Ein eigenthümliches Knacken in der Nähe der Thüre veranlaßte ihn, die Blicke dorthin zu wenden und zugleich rief der Schreiber ängstlich: „Laß hängen, es kann noch ein alter Schuß darein sein!"

Florian hatte sich bei den Gewehren zu schaffen gemacht, eins von ihnen herabgelangt und den Hahn gespannt.

„Ja," murmelte Aloys auf den Angstruf des Schreibers, „von dem großen Freischießen damals in Innsbruck."

„Wo Du Dir die Kaiserdukaten holen wolltest," meinte Beck, „und Dir statt dessen —"

Ein finsterer Blick von Aloys machte ihn verstummen.

Aloys nahm seinem Sohn die Büchse aus der Hand und den Hahn in Ruh setzend, sagte er: „Die Büchs schenkte mir mein Vater, wie ich sechszehn

Jahr alt geworden war. Auf keinem Schießen hab' ich mit ihr 's Schwarze gefehlt."

„So schenk' sie mir, Vater!" bat Florian.

Der Vater aber entgegnete fast heftig, indem er sie wieder an die Wand hing: „Nein, es ist ein Unglücksstutzen."

„Laß doch die alten Geschichten und iß und trink," mahnte Beck und schenkte Branntwein in ein Glas.

Aloys leerte das Glas auf einen Zug, aber die Speisen berührte er nicht. Wie konnte er die alten Geschichten ruhen lassen? Der Stutzen, den er eben aus der Hand gelegt, war es ja gewesen, mit dem er nach Innsbruck gezogen und statt der Kaiserdukaten, das Herz der schönen Franzl gewonnen, und sie, die Mutter seines Kindes, ruhte in fremder Erde. Dann dachte er an die Stunde, wo seine eigene Mutter gestorben war. Hier, — in dieser selben Stube hatte sie ihn auf ihrem Sterbebette gesegnet und mit brennenden Buchstaben stand vor seinem geistigen Auge jener Spruch: der Mutter Segen baut den Kindern Häuser, aber des Vaters Fluch reißt sie wieder ein! — Ein Fluchbeladener stand er in seinem väterlichen Erbe!

Florian ließ es sich um so besser schmecken. Auch ihm hatte Beck von dem Branntwein eingeschenkt, meinend, bei dem Hundewetter thue ein Tröpflein gut, und der Bube hatte sein Glas wie ein Mann geleert. Es war ein hübscher Junge, schlank und kräftig gewachsen, mit großen, dunklen Augen und schwarzbraunem Haar, das ihm in dicken Locken auf die breite Stirn fiel. Das länglich geschnittene Gesicht machte den Eindruck der Intelligenz, nur schauten seine Augen vielleicht zu klug und erfahren für seine Jahre, und in den Mundwinkeln machte sich ein scharfer Zug bemerkbar, welcher im Widerspruche mit den frischen, schwellenden Lippen stand. Dem Vater, dessen Haar bereits reichlich mit Grau gemischt war, obgleich er noch keine vierzig Jahre zählte, sah Florian nicht ähnlich. Er glich seiner verstorbenen Mutter. Sobald er sich satt gegessen hatte, lief er in den Stall zu den Pferden, Schafen und Rindern, und der Knecht, der ihm neugierig gefolgt war, mußte ihm manche Frage über die Thiere, besonders die Pferde, die er liebkoste, beantworten. Er wurde fast zornig, als ihm der Knecht über deren Eigenschaften und Gewohnheiten nur wenig Auskunft zu geben vermochte.

„Und Du weißt nicht, was aus dem Griesinger geworden ist?“ fragte Aloys, als sein Sohn hinausgegangen war.

„Und wer ist der Griesinger?“ fragte Beck dagegen mit vollem Munde.

Aloys sagte ihm, daß der Genannte zur Zeit, als er die Heimath verlassen, bei seinem Vater als Großknecht im Dienst gestanden hätte.

Der Schreiber vermochte keine Auskunft zu geben.

Da stand Aloys auf und langte den Jagdranzen seines Vaters vom Nagel.

„Ja, was willst Du denn damit?“ fragte der nicht wenig verwunderte Beck.

„Das war meines Vaters Brieftasche, seitdem er auf kein Schießen mehr ging,“ erklärte Aloys.

„Und Du meinst, daß Keiner dabei gewesen ist seit Deines Vaters Tod'?“ fragte Beck mit lauerndem Blick.

„Freilich, daran hab' ich nicht gedacht; es fiel mir nur so ein,“ versetzte Aloys und schob die Tasche von sich.

Der Schreiber meinte, das Nachsehen koste ja kein Geld, öffnete den Ranzen und sah die darin enthaltenen Papiere mit verstellter Neugierde durch.

„Darin steckt noch ein hübsches Sümmchen, das Du gut brauchen kannst," sagte er, nachdem er die Papiere Aloys hingereicht. „Gieb sie mir; die Forderungen sind zwar verjährt, aber ich will sehen, was sich davon noch eintreiben läßt."

Aloys meinte, wenn die Leute hätten zahlen können, würde sein Vetter das Geld schon längst eingetrieben haben.

„Jedennoch kann man es wohl versuchen," versetzte Beck. „Ich will mich nach den Umständen der Leute erkundigen."

Aloys that die Papiere schweigend wieder in die Tasche und Beck sagte: „Ja, da wir mal von Geschäften reden, so können wir es auch gleich klar zwischen uns machen. Ich muß morgen wieder nach Jenbach zurück; bin schon gar zu lang fort von Hause."

Er zog seine Rechnungen hervor und reichte sie ausgebreitet eine nach der andern Aloys hin, indem er dazu die nöthigen Erklärungen gab.

Aloys hörte ihn schweigend an.

„Und hier sind noch dreihundert Gulden," schloß Beck seine Erläuterungen und zählte das Geld in Zetteln auf den Tisch. „Das ist alles, was nach

Bestreitung aller Kosten und Forderungen übrig geblieben ist von der Hypothek, die ich für Dich aufgenommen hab'. Der Pfarrer in Eben hat das Geld hergeliehen für billigen Zins. Die Wallfahrten zur heiligen Nothburga dort bringen viel ein, so daß er kaum weiß, wohin mit. Ja, ja, was finge der Bauer ohne die Kirche an? Die giebt ihm gern Geld auf seinen Hof, wenn er in Noth ist. Die Geldleute in den Städten thun's nicht."

„Das muß man Dir lassen, Du verstehst zu rechnen," versetzte Aloys, nachdem er die Rechnungen durchgesehen hatte. Er überzählte das Geld, strich es zusammen und steckte es mit den Papieren in die Tasche.

„Umsonst hab' ich für Dich nicht arbeiten können, das versteht sich von selbst," antwortete Beck mit jener Rauhheit, welche Leute seines Schlages als Maske der Ehrlichkeit vorzunehmen pflegen. „Ich hab' meine eigenen Geschäfte um Deinetwillen versäumen müssen. Aber ein: schön Dank! hätte ich darum doch von Dir verdient."

„Wohl dafür, daß Du meinem Vetter wie ein Alp aufgelegen hast, obgleich ich's Dir verboten hatt'?" grollte Aloys.

„Pah, der ist noch viel zu gut weggekommen," versetzte Beck gleichmüthig. „Er und seine Frau verdienen es beide nicht um Dich, daß Du sie schonst, so giftig sind sie auf Dich."

Aloys' Augen blitzten auf. Was in ihm wühlte, stand im Begriff in Streit mit dem Schreiber sich Luft zu machen. Sein Gewissen war aufgestachelt, und er grollte deshalb dem Schreiber, der ihm vorgestellt hatte, ein Fluch sei ein bloßes Wort, im Zorn gesprochen, das keine Kraft vor dem Gesetz habe. Er empfand die Macht dieses Fluches jetzt wieder, wo er auf der Stelle stand, an der er über ihn ausgesprochen war, und dazu drückte es ihn, daß keiner von seinen alten Freunden kam, um ihn willkommen zu heißen. Er vergaß, daß sie wohl gar nicht um seine Ankunft wußten, war der Marienhof doch ein Einzelhof zunächst dem See, und daß Niemand bei dem schlechten Wetter ohne die dringendste Veranlassung aus dem Hause gehen mochte; er dachte nur, seine Bekannten wollten ihm durch ihr Fernbleiben zu verstehen geben, daß er sein Erbe nicht mit reinem Gewissen antrete. Denn in welchem Unfrieden er von seinem Vater geschieden war, das mußte ja im Dorfe bekannt sein und war es auch.

Indeß bezwang er sich, als er des Schreibers aufrichtig erstaunten Blick über seinen auflodernden Zorn sah. Aber er verwünschte es, daß er bei seiner Rückkehr aus England den Schreiber aufgesucht, als er erfahren hatte, daß der Sachwalter seines Vaters gestorben wäre. Diese Stimmung machte diesen ersten Abend, welchen er wieder unter dem väterlichen Dache zubrachte, zu einem gar trüben.

Keine von den angenehmen Erinnerungen, deren sich doch auch für ihn so manche an das Haus knüpfte, wollte sich einstellen. Es lag wie die Vorahnung eines Unglücks auf ihm und der Schreiber verschwendete erfolglos seine Unterhaltungsgabe. Aloys würde auch in anderer Stimmung schwerlich großes Gefallen an seinen Reden gefunden haben. Denn Beck liebte es, seine für die kurzsichtige Welt allzutief versteckten Tugenden selbst an das Licht zu ziehen und hin und her zu wenden, daß sie wie Edelsteine blitzten und funkelten. Aloys ging frühzeitig zur Ruhe, um nur allein zu sein. Er hatte einstweilen die Betten in der großen Stube aufstellen lassen. Florian schlief bereits; der Vater trat noch an sein Bett und be=

trachtete ihn. Wie glich der Bube doch seiner Mutter! Aloys wandte sich seufzend ab.

Am folgenden Morgen war er schon früh wach und durchschritt alle Räume des Hauses. Dann machte er sich mit den Dienstleuten bekannt, ließ sich von dem Großknecht durch die Ställe und Scheuern führen, über alles genau Auskunft geben und wie sein Vorgänger es in der Wirthschaft gehalten hätte. Er selbst sprach nicht viel; er war in der Fremde zurückhaltend geworden und trug das Herz nicht mehr auf der Zunge.

Beck nahm nach dem Frühstück Abschied und Aloys lud ihn nicht zum Wiederkommen ein. Der Schreiber that es jedoch selbst, indem er scherzte: „Zur Hochzeit bin ich wieder da. Aber mach' nur, daß Du eine Frau kriegst, ehe die Leut' sich mit Dir auskennen und merken, daß Du in der Fremde ganz ein Bär geworden bist.“

Aloys entgegnete, daß er keine Ursache hätte, sich anders zu geben, als er wäre, und Beck ging mit einem Stachel im Herzen davon. Hatte er auch bei der Abwickelung des Geschäftes seinen Vortheil schamlos wahrgenommen, so meinte er dennoch, daß ihm

Aloys überdies zu Dank verpflichtet wäre. Er betrachtete ihn als sein Geschöpf, und sein abweisendes Benehmen beleidigte ihn. Aber er wollte ihn schon noch geschmeidig machen; besaß er ja das Mittel dazu.

Auch Aloys ging bald darauf von Hause fort. Er schlug den Weg nach Achenkirchen ein. Sein Ziel war der dortige Kirchhof. Er wollte den Schatten beschwören, der sich gestern so unheimlich vor ihm erhoben hatte, und gegen den Todten sühnen, was er gegen den Lebenden verbrochen hatte.

Der Regen-Schnee des gestrigen Tages hatte sich in einen dichten, erstickenden Nebel verwandelt, in welchem man kaum zwei Schritte weit sehen konnte. Er verzerrte die Bäume an der Ache und die Einzelgehöfte erschienen darin wie unförmliche Findlingsblöcke. Dumpf und stumpf scholl von den Tennen der Schlag der Dreschflegel. Aloys begegnete keiner lebenden Seele und wenn auch in der Dorfgasse von Achenkirchen hier und dort ein Gesicht an die Scheiben sich drückte, wer hätte in der schattenartigen, fest in den Mantel gehüllten Gestalt den heimgekehrten Aloys wieder erkannt? Er selbst blickte nicht rechts, nicht links und hatte zum Schutz gegen den nassen

Dunst, den ihm der Nordwind entgegenblies, den Kopf gesenkt und den Hut tief in die Stirn gedrückt. So trat er unter die Gräber und schritt zwischen ihnen der Stelle zu, wo seine Mutter ruhte. Seine Vermuthung, daß man seinen Vater neben ihr in die Erde gelegt hätte, täuschte ihn nicht. Die weißen Buchstaben, welche auf dem kleinen, schwarzen Kreuze den Namen Barthel Staudach bildeten, waren zum Theil verwaschen und verlaufen. Aloys nahm den Hut ab und kniete auf dem erweichten Erdreich neben dem Grabhügel nieder. So inbrünstig, wie jetzt um die Verzeihung des Todten, hatte er schwerlich je gebetet. Was er ihm abbat, war aber nicht seine wider den Willen des Vaters eingegangene Verbindung mit Franzl, sondern der störrische Trotz, in dem er alle die Jahre hindurch geschwiegen und den erst das Heimweh zu brechen vermocht hatte. Lange lag er auf den Knieen; mit leichterem Herzen erhob er sich und es dünkte ihn, als ob auch der Nebel inzwischen minder dicht geworden wäre.

Von dem Kirchhofe begab er sich in das nahgelegene Pfarrhaus. Der Geistliche, Herr Wagner, welcher ihn zum ersten Genuß des Abendmahls vorbereitet hatte, erkannte ihn, oder errieth vielmehr so-

gleich, wer er sei. Er legte das Buch weg, in dem er eben las und welches kein Brevier, sondern ein Werk über Bienenzucht war; denn seine Ehrwürden waren ein großer Bienen-Vater, und dem Gaste die derbe Hand reichend, sagte er herzlich: „Grüß Euch Gott, Staudach, in der Heimath. Also seid Ihr wieder da? Das freut mich. Wann seid Ihr denn angekommen? Setzt Euch und erzählt mir."

Es war mehr Gutmüthigkeit als geistliche Würde in diesem Empfange des wohlgerundeten Hirten, auf dessen fleischiger Nase die sanfte Abendröthe mancher untergegangener Weinsonne glühte. Herr Wagner liebte es überhaupt nicht, gegen seine Pfarrkinder die geistliche Würde herauszukehren, wo es nicht durchaus erforderlich war. Er selbst war bäuerlicher Abkunft und wußte sich nichts Besseres, als einen behaglich breiten Discurs, ein gutes Essen, einen guten Trunk und ein Spielchen. Winters konnte man ihn abendlich in dem Herrenstübl des achenkirchener Wirthshauses mit den wohlhabenden Bauern bei den Karten und dem Rothen finden, eingehüllt in dichtes Tabaksgewölk.

„Ja, ich bin jetzt wieder da, Herr Pfarrer!"

sagte Aloys und setzte sich. „Ich war vorhin auf dem Kirchhof und was ich Sie bitten wollt: hier sind fünfzig Gulden, da wollt ich Sie bitten, für meinen verstorbenen Vater Seelenmessen zu lesen, so weit das Geld langt."

„Das ist rechtschaffen, Staubach," versetzte der Pfarrer und sah ihn aus seinen dunklen Augen, deren Glanz kein übermäßiges Studiren und auch nicht das Alter getrübt hatten, hell an. „Euer Wunsch soll erfüllt werden. Ich sehe, Ihr habt Euren Vater doch lieb gehabt und unser himmlischer Vater wird Euch Euren Fehl darum vergeben."

Aloys athmete tief auf.

„Aber warum seid Ihr so spät heimgekommen?" fragte der Pfarrer, nachdem er das Geld in seinen Schreibtisch gelegt hatte. „Ist's Euch so gut in der Fremde gegangen? Ihr hättet Euch wenigstens melden sollen, als Ihr in den Zeitungen dazu aufgefordert wurdet."

„Freilich," entgegnete Aloys, „aber ich hab' davon nichts gewußt und gehört, bis ich wieder hier war. Zeitungen hab' ich in England keine gelesen, weil ich die fremde Sprach nicht lesen konnt'."

„Aber Ihr hättet doch einmal schreiben sollen daß Ihr nicht ertrunken seid,“ schüttelte der Pfarrer den Kopf. „Wer weiß, ob Euer Vater nicht noch am Leben wäre, wenn er Euch nicht für todt gehalten hätte.“

„Ja,“ antwortete Aloys gepreßt, „wenn ich's mir hätt vorstellen können, daß mich mein Vater selig für todt gehalten hat. Es ist mir nimmer eingefallen. Und ich bitt' Sie, Herr Pfarrer, lesen Sie die Seelenmessen doch recht schön, daß er's mir vergiebt, wenn's ihn gegrämt hat, daß ich todt sei. Hat er meiner noch vor dem Sterben gedacht?“

„Seine Gedanken kennt nur unser Herrgott,“ sagte der Pfarrer. „Er war vom Schlage gerührt und seine Zunge gelähmt.“

„O, Du mein Heiland!“ stammelte Aloys und der Pfarrer tröstete mitleidig: „Ein Vater gedenkt wohl stets seiner Kinder und der Eurige sieht im Himmel Eure Reue.“

„Ich dank' Ihnen, Herr Pfarrer,“ murmelte Aloys und mit festerer Stimme fuhr er nach einer Weile fort. „Ich hab' meinen Vater an seinem Grab um Verzeihung gebeten, daß ich aus der Fremd' nichts von mir vermeldt' hab'. Ich hab' meinen Zorn

nicht zwingen können, als es mir gut ging und noch weniger als es mir schlecht ging. Meine Frau hat auch nicht heimschreiben mögen. Das war freilich was andres. Sie hatte nicht Vater, nicht Mutter mehr und von ihrem Pflegvater war sie auch im Unfrieden geschieden. Er hat sie nicht fortziehen lassen wollen, weil sie gar so hübsch war und so schön sang und ihm dadurch viel Geld einbrachte. Auf ihrem Todtenbett hat sie mich gebeten, ich sollt' heimkehren und auch den Haller und seine Tochter grüßen und ihnen danken für alles Liebe und Gute, das sie ihr gethan hätten. Aber ich konnt' damals nicht nach Haus', selbst wenn ich gewollt hätt'. Ich wollt' auch nicht. Hatt' ich mich doch gegen meine Freund' hier hoch vermessen, daß es mir in der Fremd' nicht fehlen könnt', und jetzt war's doch gefehlt. Den Gruß hab' ich bestellt. Dem Haller seine Tochter hat geheirathet und er hat sich mit seinem Ersparten bei ihr zur Ruh' gesetzt. Es sind gute Leute, nur hält die Tochter gar zu große Stücke auf die Ligurianer und Jesuiten und betet mehr als der Wirthschaft gut thut. Um meines Buben willen haben sie mich bei sich behalten, derweilen hier meine Sach' wegen des Hof's abgemacht wurde. Der Bub' ist meiner Frau wie aus dem Ge-

sicht geschnitten, und sie haben ihn geherzt und geküßt, als ob er seine arme Mutter gewesen wär' und haben uns gar nicht fortlassen wollen aus Zell. Jetzt bin ich Herr auf meines Vaters Hof, aber meine arme Franzl liegt in der Fremd' begraben."

Die Augen wurden ihm feucht.

„Sanft ruhe ihre Asche!" murmelte der Pfarrer. „Nehmt das Schwere, was Ihr gelitten, als eine gerechte Strafe für Euren Trotz und Eigensinn. Ihr müßt mir Eure Fahrten ausführlich erzählen. Die Hörner habt Ihr Euch wohl abgelaufen, was? Ja, ja, Ihr wart in Euren jungen Tagen ein Schlimmer."

Hier wurde er durch den Eintritt eines Mädchens unterbrochen, die wohl den Pfarrer allein in seiner Stube gewähnt haben mochte; denn als sie des Fremden ansichtig wurde, blieb sie stehen und senkte die Lider. Sie war nicht mehr jung und der dritten Zehn entschieden näher, als der zweiten; auch hübsch konnte man sie nicht nennen. Aber sie hatte eine blühende Gesichtsfarbe und eine hohe, kräftige Gestalt. Das Mieder umspannte eine voll entwickelte Büste und üppige, kohlschwarze Zöpfe umwanden den Kopf und standen wie ein Diadem über einer schmalen und niedrigen Stirn mit starkvorgewölbten Augen-

knochen. Starke, dunkle Brauen flossen über der gekrümmten Nase ineinander. Schmale Lippen von blaßrother Farbe säumten den etwas großen Mund ein.

„Was willst Du, Breneli?“ fragte der Pfarrer.

Das Mädchen hob die Lider und blickte aus großen, grauen Augen über Aloys hinstreifend auf den Fragenden.

„Ich wollt' den Brief, den Sie mir versprochen haben,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme.

„Nachmittag, Breneli; Du siehst, daß ich jetzt beschäftigt bin.“

Als ob sie sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen wollte, richtete sie ihre Augen wieder auf Aloys. Es lag in ihnen ein kühler Ernst. Als ihr Blick dem des Gastes begegnete, senkte sie langsam die Lider und verließ die Stube.

„Kennt Ihr denn das Breneli nicht?“ fragte der Pfarrer und setzte auf Aloys Verneinung hinzu: „Aber ihren Vater werdet Ihr gekannt, oder doch von ihm gehört haben. Es war der Müller Kreucher in Achenkirchen. Er kam elend um's Leben, als er in seiner Mühle einen neuen Stein aufbringen wollte. Die Mutter starb bald darauf.“

Alte Erinnerungen begannen in Aloys aufzudämmern. Man hatte weit und breit von dem flotten Leben in der Mühle geredet. Der Pfarrer bestätigte es mit dem Zusatz, daß nach dem Tode der Eltern so gut wie nichts für die Kinder, Veronika und einen um viele Jahre jüngeren Bruder, Anton, übrig geblieben sei. An dem Bruder habe sie von da an, obgleich sie selbst noch ein blutjunges Ding gewesen sei, Mutterstelle vertreten und sich und ihn durch ihre Arbeit durchgebracht.

„Sie ist eine Verwandte meiner Haushälterin, der Frau Ursula," fuhr der Pfarrer fort. „Von der hat sie auch das Kochen gelernt, und ich sag Euch, sie versteht es aus dem Grunde." Er schmatzte mit den vollen Lippen und wiederholte: „Aus dem Grunde! Ah, Staudach, das wäre eine Wirthin für Euch. Sie hat einen guten Dienst in Buchau eben aufgegeben; die Wirthschaft war ihr zu klein, und Ihr braucht etwas Tüchtiges für Euren Hof. Schade, daß sie so hoch hinaus will!"

„Wie so denn?" fragte Aloys aufstehend.

„Sie will als Köchin nach Innsbruck in ein vornehmes Haus, vielleicht in ein geistliches," antwortete der Pfarrer, „und der Brief, den sie vorhin

verlangte, war ein Empfehlungsbrief dorthin an einen Freund von mir."

Aloys äußerte, daß er eine gute Wirthin wohl gebrauchen könnte, und empfahl sich. Der Pfarrer hielt ihn noch an einem Knopf seines Mantels zurück.

„Das will ich meinen, das will ich meinen!" sagte er eifrig. „Haltet das Breneli fest, wenn es sich noch thun läßt. Ich will ein Wort für Euch einlegen."

Aloys versprach, den Vorschlag sich zu überlegen und der Pfarrer rief ihm noch durch die Stubenthüre nach: „Gott sei mit Euch, Staudach! Nächstens komm ich zu Euch, da müßt Ihr mir von Eurem Leben in England erzählen."

„Hast gehört, Breneli?" rief Frau Ursula in ihrer Stube dem Mädchen zu. „Es ist wirklich der Staudach."

Sie eilte an das Fenster, um Aloys nachzuschauen. Veronika warf einen Blick über ihre Schultern und stellte sich dann vor den Spiegel, stemmte die Hände in die Hüften und nickte, sich hin und her wiegend, zufrieden mit dem Kopfe.

„Es ist der Staudach!“ so klang es auf dessen Heimweg von vielen Lippen. Der Nordwind hatte die Nebel zum Thale hinausgefegt und die Sonne schien klar vom Himmel und naschte den Schnee hinweg, der auf den Dächern liegen geblieben war. Es tropfte von den Schindeln und das Gezwitscher der Sperlinge klang lustig in den Taktklang der Drescher auf den Tennen. Aloys ging langsam durch das Dorf; er fühlte seine Brust um vieles freier, und schaute nach den Häusern, deren Eigenthümer ihm früher bekannt gewesen. Da ward auch er erkannt; man klopfte von innen an die Scheiben und nickte ihm zu, und hier und dort trat Einer eilig vor die Hausthüre, rief ihn bei Namen und schüttelte ihm derb die Hand zum Willkommen in der Heimath. Nein, die Leute zweifelten nicht an seinem vollen Rechte auf den Hof, und als es Abend ward, fanden sich seine Jugendfreunde einer nach dem andern bei ihm ein. Da ward manche gemeinsame Erinnerung wachgerufen und es gab ein lebhaftes Hin- und Herfragen nach Personen und Verhältnissen. Aber die Leute waren nicht gekommen, um von sich und ihren Zuständen zu erzählen; davon erfuhr Aloys zeitig genug. Sie wollten von seinen Schicksalen hören

und er berichtete — sprungweise, wie es bei einem ersten Wiedersehen alter Freunde zu geschehen pflegt, und zuweilen das Wichtigere über dem Unbedeutenderen und Nebensächlichen vergessend. Auch erschien ihm nach seinem Charakter und seiner Denkweise manches von Bedeutung, was seine Zuhörer nur mäßig interessirte.

Das Schiff, welches Aloys und seine Frau in Hamburg bestiegen hatte, war während der Nacht, durch heftigen Sturm von seinem Cours abgetrieben, an der englischen Küste gestrandet und unsere beiden Auswanderer hatten nichts als das nackte Leben gerettet. Aber Franzl trug ihr Vermögen ja in ihrer Kehle, und wie schwer es dem Stolz und der Eifersucht Aloys' ankam: es mußte der Versuch gemacht werden, ob sich der Silberklang deutscher Volksmusik auch in englische Münze umsetzen ließ. Der Versuch gelang und ward mit um so größerem Erfolg wiederholt, als Aloys durch den Unterricht seiner Frau bald so weit gebracht war, ihren Gesang durch seine Stimme, wenn auch weniger kunstgerecht als kräftig, begleiten zu können. Ja, es kam wohl vor, daß seine tiefe, dröhnende Stimme den Ausschlag gab und den Erfolg des Conzerts sicherte. So zogen sie

denn singend und später auch citherspielend in den Bierhäusern und Tavernen der englischen Dörfer und Städte umher und Franzls Schönheit trug vielleicht noch mehr dazu bei, als ihre Kunstleistungen, ihre schelmischen oder verliebten Lieder, deren Texte die Leute ja nicht verstanden, aus den Taschen der Zuhörer das Silber auf den Teller zu locken, mit welchem die junge Frau die Runde machte. Es war ein lustiges, abwechselungsreiches Leben, und Aloys' Augen glänzten, als er davon erzählte. Seine Frau wünschte sich kein besseres, ruhigeres, war sie es doch so gewöhnt. Bei ihm jedoch blieb der Gedanke an Peru fest und er hoffte so viel zu sparen, um die unterbrochene Reise eines Tages fortsetzen zu können. Der frühe, plötzliche Tod seiner Frau vereitelte diese Hoffnung. Es war auf einer Zickzack-Kunstwanderung nach dem nördlichen England gewesen, auf der sie, von Wehen überrascht, in einem jener stattlichen Wirthshäuser an der Landstraße, denen seitdem die Eisenschienen das Lebensmark ausgesogen haben, wie die Schmarotzerpflanzen der Tropen dem Baum des Urwaldes, Florian gebar und die schelmischen und doch so treuen Augen für immer schloß.

„Da war's zu End mit dem lustigen Leben für alle Zeit," seufzte Aloys und schaute düster vor sich hin.

Seine Zuhörer störten ihn nicht. Einige von ihnen hatten die schöne Franzl damals auf dem verhängnißvollen Freischießen in Innsbruck persönlich kennen gelernt, und es ergriff sie, daß sie so jung hatte sterben müssen. Andere wunderten sich in der Stille, daß der Tod seiner Frau Aloys noch nach so vielen Jahren so nahe ging. Frauen gab es ja genug auf der Welt und sie kosteten nichts. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn er ein theures Pferd, eine milchreiche Kuh verloren hätte.

„Ja, sie war gar hübsch, Deine Franzl!" unterbrach Einer das Schweigen. Es sollte ein Trost sein.

„Und sie war noch mehr brav und rechtschaffen, als hübsch," versetzte Aloys, den Kopf aufhebend. „Das kann Keiner so wissen wie ich. Ihr meint's eben auch, wenn Eine in den Wirthshäusern für Geld singt und lacht, da braucht Ihr nur so mit ihr anzubändeln. Es giebt auch Solche. Aber der Franzl hat Keiner auch nur ein unebenes Wörtlein zu sagen betraut, so einen Blick und ein Wesen hat sie anzunehmen gewußt, wenn sie das Geld einsammeln ging.

Und dabei hat sie das Geld zu Rath gehalten und nichts verthan in Bändern und Putz und so was."

„Aber was hast denn nachher angefangen?" lenkte einer seiner Zuhörer von dem Lobe ab.

Aloys fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: „Zum Citherschlagen hatt' ich's nimmer gebracht und mein Singsang, der war wohl gut in den Bergen. Aber die Leute in dem Wirthshaus waren gar gut; wie sie merkten, daß ich nicht aus noch ein wußt', da thaten sie meinen Buben zu einer jungen Mutter im Dorf und mich fragt der Wirth, ob ich bei seinen Pferden bleiben wollt, als er hörte, daß ich eines Bauern Sohn sei. Er hatte die Post und es standen zehn Viergespann in seinem Stall, wie Ihr so was Prächtiges Euer Leblang nicht gesehen habt. War mir freilich nicht an meiner Wiegen gesungen, daß ich Pferdeknecht sein sollt'; aber als verlorener Sohn heimkehren, das wollt' ich erst recht nicht. So blieb ich denn dort an die zwei Jahr, und wär' wohl noch länger geblieben, denn ich hatt's nicht schlecht, wenn der Teufel nicht eine Kunstreiterbande daher geführt hätt'. Der Direktor war ein Deutscher, und wie ich ihn mit einem von seinen Leuten reden hört',

da schoß es mir in die Augen, daß ich flennen mußt', wie ein altes Weib."

Seine Zuhörer lachten; er aber rief: „Lacht so viel Ihr wollt! Ihr wißt nicht, was es heißt, in der Fremd' sein, wo Euch keine Christenseel' versteht, und Ihr könnt mit keinem Menschen reden, wie Euch um's Herz ist, weil's mit der fremden Sprach' nicht fort will, und dann kommt auf einmal Einer und red't, wie Ihr's daheim gewohnt seid. Ich will mal sehn, ob sich Euch nicht dabei das Herz im Leib umdrehen würd' vor Freud'."

„Und da ist der Aloys vor lauter Freud' ein Kunstreiter geworden," lachte Einer.

Ein Kunstreiter wohl nicht; aber der Verlockung seiner Muttersprache hatte er nicht zu widerstehen vermocht und war der Bande mit seinem Buben auf ihren Kreuz- und Querzügen als Pferdeknecht gefolgt. Die Herrlichkeit war jedoch nicht von langer Dauer gewesen; die Geschäfte gingen schlecht und eines schönen Tages löste sich der pompöse Cirque olympique in olympischen Nebel auf, in welchem der Herr Direktor allen sterblichen Augen entrückt ward. Aloys fand nach einiger Zeit ein Unterkommen als Wärter in einer Menagerie. Allein auch unter den wilden

Bestien sollte seines Bleibens nicht lange sein. Die Jungfrau, welche sich abendlich zum behaglichen Grausen der Zuschauer in den Käfig des Löwen wagte und mit dem Tiger Scherze trieb, warf ihre thierbändigenden Augen auf Aloys, und er wußte vor diesen liebeflammenden Sternen keinen Schutz, als heimliche Flucht. Er fand mit Florian ein Asyl bei dem Besitzer eines Wachsfiguren-Kabinets, einem verunglückten Bildhauer, der den stattlichen Mann schon längst den wilden Thieren abspenstig zu machen gesucht hatte und eben im Begriff stand, den Ort seiner Schaustellungen zu wechseln. Aloys neues Amt bestand darin, in seiner Nationaltracht auf der Rampe der Bude zu stehen, durch gelegentliche Juchhezer die Aufmerksamkeit eines verehrungswürdigen Publikums zu erregen und dasselbe in schlechtem Englisch in die wächserne Gesellschaft aller möglichen Potentaten und berühmter und berüchtigter Personen einzuladen. In dieser Gestalt streifte ihn eines Tages der Blick einer hochgestellten Dame und der Tiroler verwandelte sich in einen Footman in rothem, goldbetreßten Rock, rothen Plüschhosen, seidenen Strümpfen und weißgepuderter Perrücke.

Ein Anderer, als Aloys würde diesen prekären Existenzen, welche in der Brodfrage der Nationen eine viel wichtigere Rolle spielen, als die Stubenweisheit sich träumen läßt, die komische Seite abgewonnen haben. Aloys fühlte sich jedoch innerlich noch unfrei. Seinen Zuhörern aber war es, als ob er ihnen Märchen erzählte. Es war gar zu seltsam, daß Einer, der unter ihnen geboren und mit ihnen groß geworden war, so Ungewöhnliches erfahren haben sollte, während ihre eigenen Tage sich in dem engbegrenzten Einerlei abgesponnen hatten. Sie meinten indessen, zum Knecht von Kunstreitern, zum Thierwärter und Schausteher hätte sich Aloys nicht hergeben sollen. Sie konnten es mit ihrer Vorstellung von der Würde eines Bauernsohnes nicht zusammenreimen.

„Recht habt Ihr," versetzte Aloys; „es kann aber der Mensch in der Fremd alleweil nicht wählen, wovon er leben will, und wenn er Niemand hat als sich selbst, da soll er's wohl erfahren, wie schwer es ist, der Welt ein Stück ehrlich Brod abzuzwingen. Gefallen hat's mir auch nicht. Hätt' ich Euch nichts davon erzählt, wär's gut. Ich braucht's ja nicht. Aber Ihr seid meine Freund' gewesen damals und darum hab' ich's Euch gesagt, wo ich wieder da bin,

daß Ihr Euch auskennt mit mir. Ich will keinen zwingen, mein Freund zu bleiben.“

Da reichten ihm Alle die Hand. Hätte er ihnen mit lachendem Munde von seinem Leben unter den fahrenden Leuten erzählt, so hätten sie wohl mitgelacht und wären vergnügt fortgegangen. Aber das Bedenken wäre nicht ausgeblieben und sie hätten sich entfremdet von Aloys zurückgezogen. Nun hörten sie es heraus, daß er einer der Ihrigen geblieben, und dies hatte zwischen ihm und jenen Ausnahme- oder Kometen-Existenzen, welche abseits der Heerstraße des Lebens ihr Wesen trieben, eine hohe Scheidewand aufgeführt. So lange Franzl gelebt, war er von seiner Liebe und ihrer Leichtlebigkeit getragen worden. Als aber mit ihrem Tode der brausende Uebermuth, den seine Jugendfreunde an ihm gekannt hatten, versiegt war, da hatte der Ernst des Lebens wieder den Bauer in ihm herausgestellt. Er hatte es bald bitter bereut, daß er sich durch die süßen Laute der Muttersprache aus dem guten Dienst hatte weglocken lassen und das vagabondirende Dasein hatte ihn schwer gedrückt. Aber sein Trotz gegen den Vater hatte sich nicht beugen wollen, sondern war nun erst

aufgebäumt bei dem Gedanken, daß es die Härte des Vaters war, die ihn ein Leben zu führen zwang, welches in so schneidendem Gegensatz zu dem einst von ihm geträumten stand. Erst in seinem Dienst als Footman war er milderen Sinnes geworden; war er doch damit der bürgerlichen Sphäre wieder nähergetreten. Die wirkliche Vornehmheit, der echte Glanz, den er hier in der Nähe gesehen, hatten ihn mit Scham und Ekel auf den Flitterputz der Gaukler vor den Lampen, und das Elend, den Schmutz, die Gemeinheit, wann der letzte Zuschauer aus den Schaubuden sich entfernt, blicken lassen. Da war es ihm als ein Verbrechen erschienen gegen Florian, diesen durch seinen Trotz um sein Erbe in der Heimath zu bringen. Es war ja nicht denkbar, daß sein Vater den unschuldigen Buben unter dem alten Fluche leiden lassen würde. Von Reue und Heimweh überwältigt, hatte er den Tressenrock ausgezogen, als er zur Reise genug gespart, und reichlich von seiner Herrschaft beschenkt, hatte er Englands kreidigen Ufern den Rücken gewendet.

Fünftes Capitel.

Die alten Schatten gehen zur Ruhe.

Der Fluch war gesühnt, wenigstens glaubte es Aloys und mußte es glauben, und mit freudigem Eifer ging er am nächsten Morgen an seine wirthschaftlichen Obliegenheiten. Das war Arbeit in wahrem, d. h. in seinem Sinne, und er bekam ein Gefühl, als wurzelte er durch sie in dem väterlichen Boden ein und verwüchse mit ihm. Es machte sich dies auch in seinem äußeren Wesen sichtbar, und am nächsten Sonntage stand er nach beendigtem Gottesdienste so fest und frei unter seinen Freunden und Bekannten und den Neugierigen, die sich zu ihm drängten, als sei er nie aus dem Achenthale fortgewesen. Auch Freunde seines Vaters traten zu ihm und reichten ihm die Hand. Es war allgemein bekannt geworden, daß sein erster Gang in der Heimath dem Grabe

seines Vaters gegolten, und daß er dem Pfarrer ein groß Stück Geld zu Seelenmessen für den Verstorbenen gegeben habe. Sie lobten es Alle, daß er damit dem Vater gegen sich Recht gegeben hatte. Seine Jugendfreunde führten ihm ihre Frauen auf, von denen er die meisten noch als Mädchen gekannt hatte, und die Kinder wurden herbeigerufen, daß er sie tätschle. Die Frauen meinten, jetzt müßte er vor allen Dingen dafür sorgen, eine Bäuerin auf den Marienhof zu setzen: wo keine Hausfrau nach dem Rechten sähe, da ginge auch die beste Wirthschaft hinter sich. Einige rückten auch gleich mit bestimmten Heirathsvorschlägen hervor. Aloys lehnte ab; er dächte nicht daran, sich wieder zu verheirathen und vor allen Dingen mußt er doch selbst erst in seinem Neste warm werden, dazu gehöre noch viel.

Unterdessen wechselte Florian, die Hände in den Taschen seiner kurzen Hosen, welche die Kniee bloß ließen, mit seinen Altersgenossen mißtrauisch forschende Blicke. Sie prüften und wogen einander, und wenn es Florian aus dem Verhalten der Dorfbuben klar wurde, daß sie dem Fremdling ihre Kameradschaft nicht entgegen tragen würden, so zeigte ihnen der kühle Ton, mit dem er ihre tastenden Fragen beant-

wortete, daß er ihnen die Stirn zu bieten entschlossen war. Das gefiel Einigen; Andere verdroß es. Die Spannung auf die Entwicklung war groß und Eva, welche auf einen der nächsten Grabhügel gestiegen war, um über die Köpfe der Buben wegsehen zu können, theilte sie. Sie hatte schon in der Kirche kaum einen Blick von Anna's Nachfolger gewendet. Da trat ein derber Junge vor und sagte, indem er gen Westen auf den Juifen zeigte: „Du, bist ja so weit in der Welt herumgekommen, wie heißt der Berg da?"

„Wenn Du's weißt, was fragst Du?" antwortete Florian ruhig, „und wenn Du's nicht weißt, da Du doch hier geboren bist, nachher bist noch dümmer, als Du aussiehst."

Einige lachten; der Junge aber drohte: „Thu' nicht so protzig; zeig', daß Du Curasch hast!"

„Vor Deinem Maulwerk fürcht ich mich noch lang' nicht," versetzte Florian mit aufblitzenden Augen.

„Nicht?" rief sein Gegner, die Fäuste ballend. „Wart', jetzt gleich sollst die Engel im Himmel singen hören."

Seine musikalische Verheißung ging jedoch nicht in Erfüllung, denn Florian fing den ihm zugedachten Schlag mit dem linken Arm auf und gab zugleich mit der rechten Faust seinem Gegner einen Stoß in die Magengrube, daß derselbe mit vergehendem Athem und schmerzverzerrtem Gesicht zurücktaumelte und fiel.

„Jetzt hast Englisch reden hören," rief Florian, und sich mit seinen schwarzen, blitzenden Augen rings umschauend, setzte er hinzu: „Wer will noch was?"

Die Buben waren betroffen von dem raschen und unerwarteten Ausgange des Kampfes; auch Eva. Es verdroß sie, daß Florian Sieger geblieben war. Der Besiegte gehörte jedoch zu denjenigen, die selten eine Gelegenheit vorüber gehen ließen, ohne sie zu hänseln und bei seiner Jammermiene, mit der er sich von dem schmutzigen Boden erhob, schlug ihr Verdruß in ein schadenfrohes Gelächter um. Auf die Buben wirkte es, wie das Schmettern einer Schlachttrompete. Sie schrieen zornig auf Florian ein: so zu raufen, sei es nicht Brauch in Tirol, und er entgegnete: „Was kümmert mich Euer Brauch? Ich wehr' mich meiner Haut." Indessen kam es zu keinen weiteren Thätlichkeiten; denn Griffl, der Schulmeister und

Organist, fuhr mit seinem Stock unter die Rangen und jagte sie auseinander, während der alte Mayr seine Enkelin mit einem Ruck von dem Grabe herunterriß.

Florian ergriff nicht mit den Andern die Flucht, und als Meister Griffl, ein kleines, dürres Männchen mit einer stark entwickelten Nase, welche in der Kälte eine Veilchenfarbe angenommen hatte, Miene machte, seine Allgewalt auch auf ihn auszudehnen, rief er mit funkelnden Augen: „Rühr' mich nicht an; ich rath's Dir!"

„Sieh mir Einer den Schlingel!" staunte ihn Meister Griffl durch die großen Gläser seiner Hornbrille an.

„Schlingel?" versetzte der Bube. „Ich heiß' Florian Staubach, wenn Du's nicht weißt."

Die Nase des Schulmonarchen wurde blauroth vor Zorn, aber er wagte nicht, denselben an Florian auszulassen, sondern begnügte sich, Augen und Arme gen Himmel zu erheben, als könnte nur dieser einen solchen Frevel angemessen bestrafen.

Florian ließ ihn achselzuckend stehen. Von den Buben, welche aus sicherer Entfernung Zeuge des Auftritts gewesen, schlossen sich ihm jetzt mehrere an und gaben ihm das Geleit nach Hause.

Der Vater, welcher zufällig den Auftritt ebenfalls bemerkt hatte, äußerte später zu ihm: „Das war dumm von Dir, daß Du Dir den Schulmeister zum Feind gemacht hast. Jetzt wirst's entgelten müssen, wenn er Dich unter die Händ' kriegt."

„Mich unter die Händ' kriegt?" entgegnete Florian geringschätzig, „da müßt' ich doch auch dabei sein."

„Freilich, Du dummer Bub," lachte der Vater, „und es ist die höchste Zeit dazu. Hast ja bisher in Deinem Leben nichts gelernt; kannst nicht lesen und schreiben, nicht singen und beten, und zum heiligen Abendmahl mußt doch auch endlich einmal gehen."

Florian machte eine betroffene Miene, dann aber warf er den Kopf auf und sagte: „Schau, Vater, in die Schul' hier zwingst mich nicht hinein, nicht mit zwanzig Pferd'!"

„Aber es muß doch mal sein. Du mußt Dich ja schämen, daß Du so dumm bist, und ich auch, daß ich Dich hab' aufwachsen lassen, wie's liebe Vieh."

„Wozu braucht's denn das!" entgegnete Florian. „Ein Jager will ich werden. Meinst, der schießt besser, wenn er lesen und schreiben, singen und beten kann? Ich glaub's nimmer."

Der Vater machte große Augen. „Ein Jager willst Du werden? Ja, wer hat Dir denn das in den Kopf gesetzt? Was soll denn aus der Wirthschaft hier werden nach meinem Tod'?"

Florian blieb die Antwort schuldig, wie er auf den Gedanken gekommen war, ein Jäger zu werden. Er stammte aber aus dem herrlichen Wildpark von Aloys' englischer Herrschaft. Zu ihm war er hinausgegangen, wann die Parlamentssession geschlossen war und der Herbstwind über die Stoppeln zu streichen begann. Ihn zu durchstreifen, und Hirsch und Reh zu belauschen, ihnen im Winter mit dem Waldwärter Futter zu streuen, oder auch bei den Jagden als Treiber mitzuwirken, war immer Florians größte Lust gewesen. Nun diese Zeit wieder da war, mochte sich wohl ihm unbewußt die Sehnsucht nach jenen Waldregionen regen, wie in dem gefangenen Zugvogel der Trieb nach dem fernen Süden. Mit den Zügen der Mutter hatte er auch deren leichtrollendes Blut geerbt.

Ein Pochen an der Stubenthüre ließ Aloys das Gespräch mit seinem Sohne nicht weiter verfolgen. Der eintretende Besuch, welchen Florian benutzte, um in's Freie zu laufen, bestand aus zwei Frauen, von

denen Aloys die eine mit einigem Erstaunen als Veronika Kreucher wieder erkannte; die andere, klein und rund, mit rosigen, fettglänzenden Wangen, stellte sich selbst als Frau Ursula, die Wirthin des Pfarrers vor. Sie schnaufte und lachte und nahm ohne Umstände auf dem nächsten Stuhl Platz. Sie war neugierig, ob Aloys sie wohl wieder erkannt, wenn sie nicht gleich ihren Namen genannt hätte, und drückte redselig ihre Freude aus, daß er heimgekommen wäre. Aloys fand kaum Gelegenheit, die Versicherung einzuschieben, daß sie ihm gleich bekannt vorgekommen sei.

„Und jetzt will ich Euch auch gleich rund heraussagen, weshalb wir gekommen sind," fuhr sie fort.

Veronika, welche bisher mit gesenkten Lidern dagestanden hatte, unterbrach sie jedoch: „Das kann ich schon selbst, Muhme!" und die Augen mit einem langsamen Aufschlag auf Aloys richtend, fuhr sie, immer mit gedämpfter Stimme, wie sie auch in der Pfarre gesprochen hatte, fort: „Ich wollt' Euch um was bitten. Ein neuer Herr braucht neue Leute. Der Herr Pfarrer hat mir viel Gutes von Euch erzählt, und ich hab' einen Bruder, der in Buchau dient."

„Und da wollt' sie Euch bitten," fiel ihr Frau Ursula in das Wort, „daß ihr den Toni — Anton heißt er, ich nenn' ihn aber immer Toni; du lieber Gott, er wurde ja so zu sagen unter meinen Augen in Achenkirchen geboren — ja, was wollt' ich doch sagen?"

„Daß Ihr den Buben in Eure Wirthschaft nehmen möchtet," ergänzte Veronika. „Sein Brodherr in Buchau behandelt ihn nicht zu best."

„Und das geht ihr nach," schaltete wieder Frau Ursula ein. „Denn Ihr müßt wissen, daß sie an ihm Mutterstell' vertreten hat, seit ihr Vater dazumal von dem Mühlstein erschlagen wurd.' Ihre Mutter lag schon lang vorher schwer nieder und war an ihr Aufkommen nicht zu denken gewesen. Da hat denn das Vreneli alles auf ihre jungen Schultern nehmen müssen. Es war eine grausam schwere Zeit für sie."

Sie seufzte und schüttelte den Kopf, und Veronika schlug vor dem mitleidigen Blick, den Aloys auf sie richtete, die Augen nieder.

„Aber dafür versteht sie auch ihre Sach' wie Keine," nahm Frau Ursula wieder das Wort.

„Von mir ist die Red' nicht," lehnte Veronika das Lob ab.

„Warum nicht?“ äußerte Aloys. „Ist's denn wahr, daß Ihr nach Innsbruck wollt?“

Sie bestätigte es, indem sie ihm wieder mit ruhigem Ernst in die Augen blickte.

„Aber wenn Euch die Wirthschaft in Buchau zu klein war,“ fuhr er fort, „in der Stadt sind die Wirthschaften noch kleiner.“

„Freilich,“ gab sie zu, „und ich bin's gewohnt viel zu schaffen.“

„Ja, das muß wahr sein!“ bestätigte Frau Ursula.

„Aber wenn's in der Stadt nicht so viel zu schaffen giebt, als bei uns,“ fuhr Veronika ruhig fort, „so ist der Lohn doch viel größer, daß man was bei Seit' legen kann. Daß ich bitt're Noth leiden soll, ist mir an meiner Wiege nicht gesungen, und ich will auf meine alten Tage nicht Bettelbrod essen.“

„Das ist freilich ein bitteres Brod,“ bemerkte Aloys nachdenklich.

„Und noch dazu für Eine, die, wie das Vreneli, für Vier arbeitet, und in ihrem kleinen Finger mehr Verstand hat, als ein Dutzend in ihren dicken Köpfen,“ bekräftigte Frau Ursula. „Aber von wegen dem Toni, wenn Ihr den annehmen könntet.“

Aloys sah nachdenklich vor sich auf die Dielen. Die beiden Frauen wechselten einen raschen Blick, und nach einer Sekunde sagte Veronika: „Ich würd's Euch schön danken. Schaut, der Bub' ist ein Bissel weich und braucht gute Behandlung."

„Ja, das thut mir jetzt leid," begann Aloys zögernd. „Ich möcht' Euch gern gefällig sein; aber ich hab' alle Leut', die ich brauche. Später wird sich's wohl mit dem Toni machen lassen. Aber Euch hätt' ich was anzubieten. Wenn's Euch bloß um's Verdienen ist, braucht Ihr just nicht nach Innsbruck. Ich selbst brauch' eine Wirthin, und wenn Ihr wollt —"

Sie sah ihn aus ihren grauen Augen scharf an, dann senkte sie die Lider und zwischen ihren zusammenfließenden Braunen bildete sich eine tiefe Falte. Frau Ursula aber rief: „Und eine bessere Wirthin findet Ihr zehn Meilen in der Rund' nicht. Das sag' ich, von der sie's Kochen gelernt hat."

„Davon läßt sich vielleicht noch reden," sagte Veronika und schlug die Augen wieder voll zu Aloys auf.

Dieser rieth ihr, sich seinen Vorschlag zu überlegen. Frau Ursula ergriff seine Partei und stellte

ihrer Muhme eindringlich vor, daß sie, auf dem Lande geboren und groß geworden, in der Stadt sich nimmer heimisch fühlen würde; daß es sehr ungewiß sei, ob sie überhaupt in der Stadt ein Unterkommen finden würde, und daß sie eine Stellung, wie sie ihr hier zufällig angetragen würde, mit hundert Laternen vergebens im ganzen Lande suchen könnte.

Veronika zögerte unentschlossen.

„Und Ihr könnt die Wirthschaft ganz nach Eurem Sinn einrichten,“ äußerte Aloys. „Ihr habt ganz freie Hand.“

„Ja, so lang' keine Hausfrau da ist,“ versetzte sie, und zum ersten Male erschloß ein Anflug von Lächeln ihre schmalen Lippen und enthüllte eine Reihe weißer, kräftiger Zähne.

„Ich heirath' nimmer wieder!“ sagte Aloys bestimmt.

Veronika blickte ihn durchdringend an, und ihre grauen Augen nahmen eine dunkle Färbung an. Noch machte sie einige schwache Einwendungen, dann erklärte sie sich bereit, die Stelle anzunehmen. Klar und bestimmt stellte sie ihre Bedingungen. Aloys gestand alles zu, was sie forderte. Zum Schluß fragte er, ob er ihr Handgeld geben solle?

„O, ein Handschlag thut's auch von so Einem, wie Ihr seid!" rief Frau Ursula.

So reichten sich denn Beide die Hand, Auge in Auge, und über Veronika's schmale Stirn glitt dabei eine flüchtige Röthe.

Es ward ausgemacht, daß sie schon am nächsten Dienstag einzöge.

„So weit wärst also," sagte Frau Ursula auf dem Heimwege zu ihrer Muhme. „Aber weißt, Du hätt'st's ihm doch nicht so sehr zeigen sollen, daß Dir nichts daran liegt, ob er dem Toni hilft oder nicht. Nicht ein Sterbenswörtlein hast gesagt, als er meint', daß der Toni noch warten müßt'."

„Und was liegt mir an dem Toni?" antwortete sie mit harter Stimme, „hab' ich nicht für ihn gearbeitet, seit der Vater todt war, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorgekommen ist? Mancher hätt' mich wohl gemocht, als ich noch jung war, aber da hat er mir aufgelegen wie ein Mühlstein, und ist immer Einer zu viel gewesen. Jetzt weiß der Staudach gleich, wenn er Verstand hat, daß der Bub' nicht im Weg' ist."

„Ja, bist denn Deiner Sach' so gewiß?" kopfschüttelte die Pfarrköchin. „Schau, Breneli, der

Staubach ist lang' nicht so alt, wie er aussieht, und Du bist keine Junge mehr."

Die enge, knöcherne Stirn des Mädchens röthete sich, mit verletzter Eitelkeit hob sie den Kopf und sagte: „Bin ich auch keine Junge mehr, so kann ich mich alleweil schon noch sehen lassen."

„Freilich, freilich!" beschwichtigte Frau Ursula, die wohl wissen mochte, daß es gefährlich war, mit ihrer Muhme über diesen Punkt zu streiten.

Aloys hatte nie daran gedacht, daß er noch einmal heirathen könnte, nun, da man ihn wiederholt darauf hingewiesen, war's bei ihm zum Entschluß geworden, seiner Frau keine Nachfolgerin zu geben, und eben darum hatte er die Gelegenheit beim Schopfe genommen und Veronika als Wirthschafterin gedungen. Sein Zusammenleben mit der schönen Franzl, ihre gemeinschaftlichen Sängerfahrten schwebten ihm stets als die glücklichste Zeit seines Lebens vor. Er wußte schwerlich, was Poesie ist, aber er hatte sie damals gekostet und sie zitterte in seiner Seele fort, wie ein reiner Thautropfen in dem Kelch einer Blume. Die Erinnerung an jene glückselige Zeit, stets erneuert durch Florian, war es denn auch wohl zumeist gewesen, was ihn vor dem Untersinken in den Schlamm

seiner mehr als fragwürdigen Umgebung in England bewahrt hatte.

Veronika Kreucher zog an dem bestimmten Tage auf dem Marienhofe an und erhielt eine Stube in dem oberen Stockwerke angewiesen, Aloys fand keine Ursache, seine Wahl zu bereuen. Mit fester Hand ergriff Veronika sofort nach ihrem Anzuge die Zügel des Haushalts, und die Mägde, welche unter dem unverheiratheten Herrn faule Tage erwartet hatten, sahen sich bitter getäuscht. Sie war umsichtig, ordentlich und sparsam, und wenn sie an ihre Untergebenen große Ansprüche machte, so leistete sie selbst noch mehr. Sie war streng, doch hörte Aloys sie nie keifen. Wenn ihr etwas nicht recht geschah und sie unzufrieden war, so redete sie, während ihr das Blut für einen Moment in die Stirn schoß, noch langsamer als sonst, und ließ ihre Worte kalt wie Eistropfen auf das Haupt des Schuldigen fallen. Dabei hatte der Blick dann etwas so Durchdringendes, Eisernes, daß sich das trotzigste Auge vor ihm senken mußte. Sie hatte nie vergessen, daß sie eine Müllerstochter war, und sie wußte es dem Gesinde sehr bald deutlich zu machen, daß die höhere Stellung, welche sie in dem Hause

einnahm, nicht nur ihren Fähigkeiten und Leistungen, sondern auch ihrer Geburt entspreche.

Auch gegen Aloys betonte sie gelegentlich ihre Abstammung, indem sie von dem gastfreien, lustigen Leben in der elterlichen Mühle erzählte. Es lag darin der unausgesprochene Gedanke, daß, wenn auch Geld und Gut verloren gegangen waren, so doch nicht die Race und die bessere Erziehung, die sie von den Mägden unterschied. Ihr Benehmen gegen Aloys war von einem ruhigen Ernst, und vor allen Dingen sorgte sie dafür, daß er stets ein gutes Essen auf dem Tische fand. Frau Ursula hatte sie in dieser Beziehung nicht mit Unrecht gelobt. Sie verstand überhaupt ihre Sache, und ihre wirthschaftlichen Erfahrungen kamen Aloys, der sich in seine Obliegenheiten praktisch erst wieder hineinzufinden hatte, vielfach zu Statten. Für den Anfang hatten Beide angestrengt zu schaffen und es gab für Alle wenig Ruhe. Nicht nur war in der äußeren Wirthschaft manches nachzuholen, was schon längst hätte gethan sein sollen, von Ignaz aber unterlassen war, da er den Marienhof abtreten müssen, sondern es waren auch für den innern Haushalt die Wintervorräthe noch rasch einzumachen und einzuschlachten, zu räuchern, zu salzen, und das Haus

wohnlich einzurichten. Da galt es denn, sich zu tummeln, und Aloys und Veronika gingen mit dem Beispiele ihrer Unermüdlichkeit voraus.

Im Drang der Arbeit kam Aloys vorläufig nicht darauf zurück, Florian unter der Ruthe Meister Griffl's den in England versäumten Unterricht nachholen zu lassen. Florian hütete sich auch weislich, daran zu erinnern, und statt seiner geistigen Kräfte, übte er weidlich seine körperlichen. Der Zweikampf auf dem Kirchhofe war nur die Eröffnung einer unendlichen Reihe von Raufereien mit den Buben des Thals gewesen. Feinde ringsum! Er mußte sich unter den Buben durch seine Fäuste einkaufen. Aber er wartete nicht ab, bis sie an ihn kamen, sondern suchte sie auf, zwei schwarze Federn in herausfordernder Art an den Hut gesteckt. Die Erwachsenen hatten in der Stille ihre Freude an dem „sakrischen“ Buben, wenn sie auch laut schalten. Denn es muß sich früh krümmen, was ein guter Haken werden soll,

Und a Bua ohne Schneid'
Ist wie a Nuß ohne Kern,
Wie an ausg'loschne Kerz'n
Drin in der Latern.

Florian stand Jedem seinen Mann, der seine Kraft und Geschicklichkeit erproben wollte. Er selbst

richtete aber seine Herausforderungen nur an die Hähne, und blieb er gegen diese auch nicht immer Sieger, so waren solche Niederlagen für ihn doch keine Schande, sondern erwarben ihm die Freundschaft der Triumphirenden. Der Anhang, den er sich erstritt, ward immer zahlreicher und groß seine Herrschaft über die jugendlichen Geister. Konnte er auch nicht lesen und schreiben, so besaß er doch eine weit über seine Jahre hinausgehende Erfahrung, vor deren Uebergewicht sich selbst diejenigen beugen mußten, die durch ihre Niederlagen von Mißgunst und Neid gegen ihn erfüllt wurden. Aus dieser Erfahrung sproßte denn auch eine Fülle von Tollheiten, wie sie der achenthaler Jugend ohne ihn nie eingefallen wäre. So lustig und ausgelassen wild war es noch keinen Winter im Thale zugegangen, und es war nichts, was sich die Buben nicht unter Florians Führung zu unternehmen getraut hätten. Er selbst glich einem strudelnden, schäumenden Wildbach, der über alle Hindernisse in seinem Bett fortstürmt. Sein Wesen bekam etwas Elastisches, was ihm bisher gefehlt hatte. Seine Glieder gewannen an Kraft, seine Wangen wurden röther und voller, und um seinen Mund und aus den Blicken verlor sich die Schärfe der Frühreife.

Seine Augen sprühten fröhliche Glanzlichter, wie die leicht gekräuselte Fläche des Sees, wann die Sonne darauf scheint.

Der Vater hatte seine Freude daran, wenn Florian Abends von diesem oder jenem tollen Streich berichtete. Seine eigene Knabenzeit trat ihm in dem Treiben des Sohnes wieder vor Augen, und Veronika fand es ganz in der Ordnung, daß sich das gährende Jugendblut Luft machte. Es zeigte sich bei solchen Veranlassungen auch, daß sie trotz ihres Ernstes laut lachen konnte. Es war ein scharfes, hartes Lachen. Unter vier Augen ließ sie aber wohl gegen Florian die Bemerkung fallen: es sei nicht gescheidt, daß er dem Vater alle seine Tollheiten erzähle; derselbe lache wohl darüber, allein im Grunde seien sie ihm nicht recht und er lege manches anders aus, als es gemeint sei. Florian sah sie groß an; er begriff nicht, daß zwischen ihm und seinem Vater, der stets sein bester Kamerad gewesen war, etwas Heimliches sein sollte. „Da kennst Du den Vater schlecht, wenn Du das meinst," wies er Veronika's Versuch, sich zu seiner Vertrauten zu machen, ab. Er nahm überhaupt wenig Notiz von ihr und fand es ebenso selbstverständlich, daß sie ihm nachträglich zu essen gab, wann er die

regelmäßigen Mahlzeiten versäumt hatte, wie daß sie mit Nadel und Zwirn die Wunden heilte, welche seine Joppe und Hosen in den Kämpfen davon trugen.

Inzwischen fiel der erste Schnee und die Buben gingen gleich daran, auf dem Kirchplatz in Achenkirchen aus diesem Material ein riesiges Bildwerk aufzurichten. Ueber Florian kam die Erinnerung an die Zeit, die er unter den wächsernen Räubern, Giftmischerinnen, Poeten und Fürstlichkeiten zugebracht hatte. Er hatte dem Besitzer, der sich im Streben zu höheren Kunstregionen die ikarischen Flügel verbrannt, oft zugeschaut und war ihm auch wohl zur Hand gegangen, wann er seine Puppenköpfe ausflickte und auf ihre erbleichten Wangen des Lebens leuchtende Farben zurückrief. Er unternahm es jetzt, dem allzu rudimentären Kopf des Schneemanns eine größere Menschenähnlichkeit zu verleihen. Kaum hatte er sein Werk vollendet, als einer von den Buben, die ihm in erwartungsvollem Schweigen zugeschaut, in die Worte ausbrach: „Bei Gott, es ist unser Schulmeister!“ Sie Alle erkannten nun die Aehnlichkeit, und ein ungeheurer Jubel brach aus. Jauchzend umtanzten sie den Schneemann. Der Lärm zog auch ältere Leute herbei, und

auch sie fanden das Modell heraus, nach welchem Florian gearbeitet hatte, oder glaubten wenigstens, es wiederzuerkennen.

Der Schulmeister eilte in lodernder Zorn zum Pfarrer, als er von dem Frevel erfuhr. Die öffentliche Aufstellung seiner Portraitbüste erschien ihm als ein Majestätsverbrechen, eine Gotteslästerung, die ganz exemplarisch bestraft werden müßte. Seine Ehrwürden Herr Wagner suchte ihn zu beschwichtigen. Er mochte nicht gerne Partei nehmen gegen Staudach und die wohlhabenden Bauern. Es konnten daraus nur Ungemüthlichkeiten für Kantorei und Pfarre entstehen. Griffl fügte sich nur mit schwerem Seufzen, indem er einen tiefen Schnitt in das Kerbholz von Florians Sünden that. Er fühlte wohl die Achillesferse seiner Stellung, allein wie sollte er noch die Rangen zum Lernen und zur Gottesfurcht bringen, was schon an und für sich fast eine Sisyphos- oder Danaiden-Arbeit war, wenn die Autorität zum Gespött wurde? Der Pfarrer rieth ihm, selbst am lautesten über den Schneemann zu lachen; dann verdürbe er den Andern gründlich den Spaß. Der kleine Mann starrte ihn ob des Rathes fast entsetzt durch seine Hornbrille an. Wie, er sollte über sich selbst,

ein Wesen, das in seiner Schätzung zu höchst stand, lachen? Unmöglich, und tief gekränkt entfernte er sich. Ein Tröpflein Balsam, aber es heilte die Wunde nicht, welche der Pfarrer ihm geschlagen, war das Bedauern, das ihm Veronika Kreucher auf dem nächsten Kirchgange über den Schneemann aussprach. Sie fügte die Weissagung hinzu, daß der Tag kommen würde, wo Aloys Staudach zu spät erkennen werde, welche Ruthe er sich durch seine blinde Nachsicht gegen den herzlosen Buben aufgebunden habe, und verständnißinnig drückte ihr der Schulmeister die Hand.

An demselben Tage erhielt Aloys einen Besuch von Griesinger, dem ehemaligen Großknecht seines Vaters. Griesinger hatte ein kleines Gut in Buchau erheirathet. Aloys empfing den Alten, unter dessen Augen er herangewachsen war, auf's Beste und dieser berichtete, während er in der Stube den Mantel ablegte und sich an dem warmen Ofen niederließ, welche Freude ihm die Nachricht gemacht, daß Aloys noch am Leben sei.

„Es hört Einer auch selten genug was Gutes,“ fuhr er fort, „und mein Kreuz ist just nicht leicht. Wirst wohl wissen, daß sie den Sterzinger aus der Wirthschaft gesetzt haben, die nachher Dein Vetter

gekauft hat? Seine Frau ist meiner Frau Schwestertochter, und jetzt hab' ich sie und ihren Mann auf dem Hals. Wußten nicht, wo sie hinsollten, da hab' ich ihnen eine Stub' einräumen müssen. Sollt' nur auf kurze Zeit sein, aber der Sterzinger ist an keine ordentliche Arbeit zu bringen. Er kann das Saufen nicht lassen; die Frau ist rechtschaffen."

Aloys rief nach Veronika, damit sie dem Gaste einen Imbiß vorsetze. Sie und Griesinger begrüßten sich als alte Bekannte, und als Veronika sich wieder zurückgezogen hatte, sagte er: „Wenn das Deine Wirthschafterin ist, da hast Du einen glücklichen Griff gethan. Ich hab' von ihrer Brodherrschaft in Buchau nur Gutes über sie gehört. Und wie sauber sie wieder aussah, wie aus dem Ei geschält!"

Er schaute suchend um sich und setzte dann hinzu: „Ich glaubt', Du hättest Reseda in der Stub'; es riecht danach."

Aloys lag Wichtigeres im Sinne als das Lob Veronika's und der Duft, den ihre Kleider zurückgelassen hatten. Griesinger sollte ihm von den letzten Lebenstagen des Vaters erzählen.

„Ja, das war eine schwere Zeit," sagte der Alte und legte eine Weile sein Messer hin. „Wie ich

eines Morgens zu Deinem Vater in die Stub' kam, um ihn zu fragen, ob er was Besonderes auszurichten hätt', da lag er noch im Bett. Das geschah sonst nie; weißt wohl, er war im ganzen Haus immer zuerst auf. Jetzt kannst Dir meinen Schreck vorstellen, wie ich merkt', daß er sich nicht rühren und regen konnt', und sprechen auch nicht, bloß lallen so wie ein Kind, was Keiner verstand. Ich selbst holt' gleich den Doktor aus Jenbach herauf. Aber wenn die Leut' auch Wunder von ihm erzählen, Deinem Vater konnt' er doch nicht helfen, und zuletzt meint' er, wir sollten den Pfarrer holen lassen. Der hat Deinen Vater dann mit den Sterb'sacramenten versehen und so ist er bald nachher gestorben. Aber es hat ihm fortwährend was im Sinn gelegen, das hab' ich ihm an den Augen abgemerkt. Hatte die Augen immer auf die Wand gerichtet, wo die Stutzen hingen, und wenn ich in die Stub' gekommen bin, hat er mich immer so kurios angeschaut. Aber was er gewollt hat, hab' ich nimmer herauskriegen können, ich nicht und Keiner. Ich hab' ihn wohl gefragt: ist's dies? ist's das? und die Andern auch; aber er hat immer darauf die Augen geschlossen. Es war nicht das Richtige. Nur einmal, wie ich zufällig Deinen

Namen genannt hab', da wurden seine trüben Augen ganz glanzig; er sah mich starr an und stieß einen dumpfen Ton aus. Ich hab's nimmer errathen können, was er gewollt hat."

„Und meinst Du," fragte Aloys beklommen, „daß er vielleicht von mir was hat sagen wollen?"

„Ja, ich hab' mir wohl so was vorgestellt," bestätigte Griesinger, einen Bissen in den Mund schiebend, und kauend fuhr er fort: „Du weißt, der alte Hiesel aus Achenkirchen, der jetzt auch todt ist, hat einen Sohn in Peru, der ältere hat des Vaters Hof bekommen. Wie nun ein Brief von dem drüben ankam, daß Du nicht dort bist, und daß ein Schiff unterwegs untergegangen war, da merkt' ich wohl, daß Deinem Vater selig was war, was ihm keine rechte Ruh' mehr ließ. Gesagt hat er nichts, das war nicht seine Art, aber es war vorbei mit dem Steifhalten, und war doch vorher wie eine Eisenstang' gewesen, so daß es ein mächtig Feuer gebraucht hätt', um ihn zu biegen. Ich mein', es hat ihn nachher gereut, als wir alle glauben mußten, daß Du ertrunken warst, und es ist mir wie eine schwere Straf' von unsrem himmlischen Herrgott vorgekommen, daß Dein Vater selig just die Zunge, mit der er das

grausame Wort über Dich ausgesprochen hatt', nachher nicht mehr hat brauchen können."

Aloys stützte die Ellenbogen auf den Tisch und ließ mit einem Seufzer das Gesicht in die Hände sinken.

Auch Griesinger seufzte und sagte: „Schau, Loysl, daß Du von der Franzl nimmer hast lassen können! Nimm's nicht für ungut, aber schreiben hättest doch sollen, daß Du noch am Leben warst. Er war doch immer Dein Vater."

Aloys gestand, was ihn davon abgehalten, Nachricht von sich zu geben, und die Reue, welche er, leider zu spät, darüber empfunden.

„Schau, das freut mich recht sehr von Dir, daß Du es Dir zu Herzen genommen hast," rief Griesinger, und seine groben Züge erhellten sich, wie wenn ein Sonnenstrahl über eine rauhe Ackerkrume gleitet. „Schlecht warst ja auch nimmer, bloß wild und immer gleich mit dem Kopf durch das Dach. Und ich weiß noch was, woraus Du merken kannst, daß Dein Vater Dich wieder lieb gehabt hat, als sein Zorn verflogen war. Ich mein', er hätt' sonst nicht das Testament wieder bei Seit' geschafft, das er gemacht hatt'."

„Ein Testament hat er gemacht?" fuhr Aloys jäh auf.

„Ja, hat Dir der Beck denn nichts davon erzählt?“ fragte der Andere verwundert. „Der war ja damals noch Schreiber bei dem Notar, der immer Deines Vaters Sachen besorgte.“

„Nichts weiß ich davon!“ rief Aloys mit wogender Brust.

„Na, das war so,“ erklärte Griesinger. „Bald nachdem Du fort warst, da machte Dein Vater nach Jenbach, und nachher kam eines Tages der Beck heraus. Ich kam just zu Deinem Vater in die Stub', als der Beck fortging. Da hatte Dein Vater selig einen großen Brief in der Hand, der sah so kurios aus, und so fragt' ich und sah ihm dabei auf die Hand: ja, was wollt' denn der Schreiber? Habt Ihr was mit den Gerichten? — War lang nichts dergleichen vorgekommen. — Nein, sagte er, es ist man blos, daß Einer nicht wissen kann, wann er sterben muß. Da fragt' ich nicht weiter. Konnt' mir schon denken, daß er im Zorn auf Dich seinen letzten Willen gemacht hatt'. Wie er nun todt war, da hat das Gericht hier gleich alles versiegelt; aber ein Testament war keins da und hat sich auch keins gefunden. Er hat's wohl vernichtet, wie er geglaubt hat, daß Du ertrunken warst.“

Aloys athmete tief auf. „Vernichtet!“ murmelte er.

„Freilich, sonst hätt's ja gefunden werden müssen,“ nickte Griesinger.

Es konnte nicht anders sein. Aloys dachte an die Jagdtasche, in der sein Vater auch wohl das Testament verwahrt, und nach der er bei seiner Heimkehr instinktiv gegriffen hatte. Da sein Vater sich in seinen letzten Tagen ohne fremde Hülfe nicht hatte bewegen können, so war es ihm klar, daß er das Testament schon vorher vernichtet haben mußte. Was war es aber, das der Sterbende noch hatte sagen wollen? Ein Wort der Vergebung? Unter den Gewehren, auf die derselbe immer den Blick geheftet, hing auch sein Stutzen, mit dem er in Innsbruck gewesen. Er hatte ihn zurückgelassen, weil er ein Geschenk des Vaters war. Hatte diesem, als er sprachlos dalag, die Büchse das Gedächtniß an den Sohn so lebhaft erneuert? Er fragte.

Griesinger zog seinen mit Messing beschlagenen Kamm aus den langen grauen Haaren und strich sie zurück. „Es kann schon sein,“ sagte er, „den Stutzen hatt' ich selbst dort aufgehängt, als Du fort warst. Ich hab's mit Fleiß gethan, und glaub' mir's, wenn

Dein Vater selig aus dem Grab wiederkehren könnt', er würd' Dir die Hand reichen und sagen, daß alles ausgeglichen und in Ordnung ist.

Aloys drückte ihm die Hand und der Alte sagte: „Jetzt möcht' ich wohl Deine Wirthschaft anschauen, so lang' es noch hell ist. Es wird wohl Vieles anders geworden sein, als es zu Deines Vaters Zeiten war. Nachher erzählst mir, wie's Dir in der Fremd' gegangen ist."

Sein Wirth war dazu bereit und führte ihn überall umher. Bei den Pferden fanden sie Florian. Er hatte seinen rechten Arm über die Kruppe eines Schimmels geworfen und beobachtete ihn beim Fressen, und das Thier wandte von Zeit zu Zeit den Kopf nach ihm zurück.

„Das ist brav," äußerte Griesinger zu dem Knaben, „daß Du Dich um die Thiere kümmerst. Ein rechtschaffener Bauer muß sein Vieh noch besser kennen, als seinen besten Freund."

„Ja, ein Bauer!" kräuselte Florian die Lippen. „Ich will gar keiner werden."

„Ei, was willst denn werden?" fragte der Freund seines Vaters verwundert.

„Ein Jager!“ rief Florian, indem er sich stolz aufrichtete.

Griesinger lachte. „Ein Jager? Na, das wär' schön! Ein Herrendiener willst werden und mit 'nem Kratzfuß Bedientenbrod essen, während Du ein freier Bauer sein kannst und nach keinem Kaiser und König nicht zu fragen brauchst.“

„Das ist eine schöne Freiheit!“ versetzte Florian verächtlich. „Ich mag nicht mein Lebtag' den Kopf auf die Erd' bücken und nicht wissen, ob über mir die Sonne scheint, oder ob's regnet.“

„Ne, Bub', das verstehst nicht,“ sagte Griesinger.

„Laß ihn reden,“ bemerkte Aloys. „Er hat noch nichts wie Schnurren im Kopf. Das wird schon anders werden.“

Florian protestirte: es sei sein Ernst mit dem Jäger.

„Na ja, wie mit dem Schneemann,“ scherzte der Vater. „Wenn Thauwetter kommt, zerschmilzt er.“

Er ging mit Griesinger weiter, der dem Buben freundlich zunickte.

Florian's Wangen glühten. Er schämte sich, vor dem fremden, alten Manne von dem Vater wie ein Kind behandelt worden zu sein, das noch nicht weiß,

was es will, und er fühlte sich doch einen Mann vom Wirbel bis zur Zehe. Trotzig drückte er sich die Pelzmütze in die Stirn und ging hastig dem Dorfe zu. Er wollte dem Vater beweisen, daß er kein Kind mehr sei mit wechselnden Wünschen, sondern ganz gut wüßte, was er wollte. Jetzt gleich wollte er es beweisen.

Ein Hirschgeweih über der schmalen Hausthüre bezeichnete die Wohnung des alten Mayr in Achenkirchen. Aus der Küche steckte seine alte Wirthin den Kopf und fragte Florian, was er wolle? In der Stube schlug ein Hund an, und Florian trat dort ein, ohne der Frau zu antworten.

Es war eine echte Waidmannsstube. Hirschgeweihe, Rehzacken und Gemshörner schmückten die Wände; dazwischen hingen Flinten und Jagdtaschen. In einer Ecke lehnten Bergstöcke von jungen, braungerindeten Eichen und in den Fensternischen hingen in kleinen Bauern Finken, Zeisige, Grasmücken, welche ihr Zwitschern, Trillern und Schmettern in das Bellen mischten, mit welchem der Hühnerhund des Alten den Eintretenden empfing. Dem Gehörn dienten Schwämme von eigenthümlicher, bizarrer Gestalt

als Consolen, und dergleichen lagen auch auf einem an der Wand befestigten Brett und auf dem Rand des Himmelbetts, untermischt mit bunten, wunderlich geformten Steinen und andern mit mancherlei Muschelabdrücken. Der Alte hatte sie auf seinen Jagd- und Forstgängen allmälig gesammelt, erst als Spielzeug für seine Enkelin, dann, weil der eigene Sinn für dergleichen Naturspiele und Merkwürdigkeiten sich in ihm entwickelt hatte. Auf diese Weise hatte er selbst unwissentlich nicht wenig dazu beigetragen, Eva's phantastischen Hang zu nähren.

Mayr, welcher, seine Pfeife rauchend, auf der Ofenbank saß, rief den Hund zurück. Er nahm aber die kurze Pfeife, die er dabei aus dem Munde gethan, nicht wieder zwischen die Zähne, so überrascht war er von Florians Besuch. Eva fuhr nicht minder erstaunt von ihrem Stuhl auf, auf welchem sie vor einem Spinnrade saß. Das Rad stand jedoch schon seit geraumer Zeit still; denn statt des Flachses auf dem Rocken spann sie ihre Phantasien in goldenen Fäden aus. Es war die einzige Arbeit, bei der sie geduldig ausdauerte, und des Großvaters alter Haushälterin ewiges Jammern, daß sie zu keiner häuslichen Frauenhantirung Geschick und Neigung zeige.

Der Schneemann hatte Eva mit Florian ausgesöhnt. Mochte der Zorn, den der ehrenwerthe Meister Griffl hegte, da er ihn an dem wahren Schuldigen nicht auslassen konnte, auch noch so nachdrücklich in Donner und Blitz über der Schuljugend sich entladen, Eva schüttelte das Unwetter von sich ab, wie ein naßgewordener Vogel die Regentropfen. Denn draußen auf dem Dorfplatze stand ja trotz alledem der Schneemann mit seiner wulstigen Unterlippe und ungeheuren Gurkennase, an deren Spitze die ewig schaffende Naturkraft, die Aehnlichkeit mit dem Originale vollendend, ein zum Eiszapfen erstarrtes Tröpfchen gehängt hatte. Schon daß Florian mit dem Buben so tapfer sich herumbalgte, hatte Eva zu seinen Gunsten gestimmt; nun vergab sie ihm, daß um seinetwillen ihre kaum gefundene Freundin Anna aus dem schönen Hause hatte weichen müssen. Ihre rastlos thätige Einbildungskraft, die sich an alles anspann und alles phantastisch umwob, zog nun auch Florian in ihr Gewebe. Sie dachte sich den Prinzen, der ihre Anna erlösen sollte, unter seiner Gestalt, mit seinen üppigen Locken, seinen blitzenden Augen, seinen purpurroth schwellenden Lippen. Ihr Prinz war auch so stolz, wie der Florian, der trotz seiner Ausgelassenheit nicht

mit Jedem umging, der sich an ihn drängte, sondern seine Freunde unter den besten, d. h. tollköpfigsten Buben wählte. Und warum sollte Florian nicht am Ende der Prinz sein? Wenn er Anna heirathete, dann war ja der böse Zauber gebrochen.

Da stand der Prinz Florian plötzlich in der Stube und es riß der goldene Faden, den sie unsichtbar spann. Mit leuchtenden Augen betrachtete sie den Burschen, den die mürrische Frage des Großvaters nach seinem Begehr keineswegs einschüchterte.

„Willst mir meine Fratz' wohl auch stehlen," grollte der Alte, „wie dem Schulmeister seine, um einen Schneekönig daraus zu machen zum Spott vor den Leuten?"

„Zum Spott hab' ich ihn nicht machen wollen," behauptete Florian. „Weiß nicht, wie es just sein Gesicht geworden ist. Ich sah's auf einmal vor mir. Warum hat er so eine Fratz', daß es ein Graus ist? Wenn man ihn in die Schoten stellt, nehmen die Sperlinge Reißaus."

Eva lachte laut auf. Florian sah sich um, und da es nur ein kleines Mädchen war, welches gelacht hatte, so drehte er ihr mit der souverainen Verachtung

der Flegeljahre gegen dergleichen unbedeutende Geschöpfe vollends den Rücken zu, und fuhr fort:

„Ich möcht' Euch um etwas bitten! Schaut, in den Wald möcht' ich; ein Jager möcht' ich werden!"

„Ach, das ist prächtig!" jubelte Eva.

„Kusch!" brummte ihr der Großvater zu. Florian aber konnte sich diesmal nicht enthalten, in ihre Aeußerung einzustimmen: „Ja, prächtig denk' ich's mir halt auch, gar prächtig."

„So? — Glaub's schon!" knurrte der Alte und kraute den Kopf seines Hundes, der mit aufgerichteten Vorderfüßen zwischen seinen Beinen saß und Florian unverwandt ansah.

„Wollt Ihr mich als Burschen annehmen?" fragte dieser.

„Ich kann keinen Burschen brauchen," antwortete Mayr, schaute aber freundlicher unter seinen graubuschigen Brauen auf ihn. „Könntest auch von mir nicht viel lernen. Jedennoch, wenn's Deinem Alten Recht ist, ließ' sich schon mit dem Oberförster des Herzogs reden, daß er Dich annähm'. Aber Dein Alter giebt's nimmer zu, daß sein einziger Sohn ein Waidmann wird, statt ein Bauer."

„Und wenn er's nicht zugiebt," rief Florian trotzig, „ein Bauer werd' ich mein Lebtag nicht; ein Jager will ich werden."

In den Fältchen und Krähenfüßen um die Augen des Alten zuckte und zwinkerte es. Die Antwort Florians gefiel ihm.

„Ja," sagte er, „der Jagerstand ist der erst' in der Welt, und ein Jager hat kein Falsch im Herzen. Im Wald, da kommen einem keine schlechte Gedanken und da lernt's Einer nicht, seiner nächsten Bluts-freundschaft das Herz abzudrücken. Na" — er strich sich mit der Handfläche über Stirn und Augen — „das ist nun so, wie es ist."

„Also abgemacht?" fragte Florian vergnügt und hielt ihm die Hand hin. Die Anspielung auf seinen Vater, welche in den Worten des Alten lag, verstand er nicht.

„Nix ist abgemacht," versetzte Mayr rauh. „Wenn Dein Vater zustimmt, nachher will ich's auch zu-frieden sein."

„O, er wird schon zustimmen," meinte Florian mit der hoffnungsvollen Zuversicht der Jugend. „Und bis dahin nehmt Ihr mich dann und wann mit auf die Jagd?"

„Daß Du die Kunst verschmeckst und ein Wilderer wirst?“ rief der Alte und setzte nachdrücklich hinzu: „Das schlag Dir aus dem Sinn.“

Er blieb taub gegen alles Bitten. Aloys Staudach sollte eines Tages nicht sagen können, daß er ihm den Sohn zum Taugenichts gemacht habe.

Mehr verdrießlich als niedergeschlagen verließ Florian das Haus. Eva war schon vor ihm aus der Stube geschlüpft. Sie hielt ihn auf und rieth ihm, er möchte nur wiederkommen.

Er zog geringschätzig die Schultern in die Höhe.

„Wenn Du so Einer bist, dann laß es bleiben!“ rief sie mit aufblitzenden Augen. Aber ich kenn' mich mit dem Großvater schon aus. Es hat ihm doch gar zu gut gefallen, daß Du ein Jager werden willst. Er giebt schon noch nach, daß Du mit ihm gehen darfst. Ich will Dir helfen.“

„Du?“ sagte Florian und maß sie vom Kopf bis Füßen.

„Ja, kennst nicht die Geschichte von dem Löwen und der Maus? Ich hab' auch scharfe Zähn'“. Sie wies sie ihm und kehrte in die Stube zurück, wo sie sich zu ihrem Spinnrade setzte und sang:

„Wann i geh auf die Pirsch
Zittert Reh, zittert Hirsch,
Weil sie fürchten mein Blei,
I schiaß selten vorbei."

Der Großvater nickte und summte:

„Wann i geh mit mein Hund,
Is es g'wiß, daß was kumt,
Sei's a Fuchs, sei's a Has,
I schiaß alleweil was."

Und dann sangen Beide zusammen:

„Wann's bei mir amal knallt,
Is es g'wiß, daß was fallt,
Sei's a Hirsch, sei's a Reh,
Streckt's die Läuflein in d' Höh."

„Schau, Großvater," sagte Eva, „das Jagerblut treibst Du dem Florian nicht aus und Deine Freud' wirst an ihm haben, wenn er mitgehen darf. Er ist wie gemacht zum Jagersknecht."

„Könntest selbst einer werden," brummte der Alte, „wenn Du kein Diendl wärst. Weiß nit, wozu Du auf der Welt nutz bist."

„Ein Jagerbursch kann ich freilich nicht werden," sagte sie und setzte ganz ernsthaft hinzu: „aber das versprech ich Dir, Großvater, wenn ich heirath', ein Jager soll's sein und kein anderer.

Es zuckte und zitterte in den Falten und Fältchen des Alten. Er stieß einen dumpf gurgelnden Laut aus, der bei ihm ein Lachen war; dann schüttelte er den Kopf und murrte: „Dumm's Zeug, Ihr Weibsleut' seid die Plag' von jedem rechtschaffenen Christenmenschen.

Sechstes Capitel.

Das verhängnißvolle Schriftstück.

Florian steckte so recht in dem Raupenzustande der Flegeljahre. Wie der häßliche Raupenleib des künftigen Falters, so war seine Seele borstig und vor allen Dingen widerhaarig gegen alles Hübsche und Zierliche. Kleine Mädchen waren ihm ein Gräuel. Es genügte für ihn daher die Aufforderung Eva's, wieder zu ihrem Großvater zu kommen, um das Gegentheil zu thun. Ein Jäger wollte er werden, das stand bei ihm fest wie der Unnutz. Mädchen mochten ihren Zweck durch Schmeicheleien und Bitten erreichen; er war ein Mann, und ein Mann geht gerade aus auf sein Ziel los. Aber alle seine Mannheit scheiterte an der entschiedenen Weigerung seines Vaters, auf seine Bitten einzugehen. Florian wußte sich in diesen Widerstand nicht zu finden; denn bisher

war ihm sein Vater noch nie entgegen gewesen und hatte ihm jeden Wunsch erfüllt. Veronika tröstete ihn im Stillen, er möchte nur den Muth nicht verlieren, sie würde den Vater schon noch umstimmen. Den Muth verlor er auch nicht, und es machte ihn vollends trotzig, daß es ihm schien, als ob ihm Eva in der Kirche recht spöttische Blicke zuwürfe. Das fehlte noch, daß er, der Anführer aller wilden Buben im Dorfe, sich von einem Mädchen sollte verspotten lassen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Paff! traf ihn ein Schneeball auf die Brust und ließ auf seiner Joppe sein Abzeichen zurück. Florian sah sich überall um, woher das Geschoß gekommen war, konnte jedoch den Schützen nicht entdecken. Er war entschlossen auf Mayrs Wohnung zugegangen, kurz davor aber wieder unentschieden stehen geblieben. Es war ihm eingefallen, daß in der Nähe sein bester Freund wohnte: den konnte er zuerst besuchen; zu dem alten Mayr kam er ja auch später zeitig genug. Da traf ihn ein zweiter, nicht minder gut gezielter Schneeball, und hinter der Hausecke sprang Eva lachend hervor. Florian hielt es unter seiner Würde, ein Wort über ihre kindische Neckerei zu verlieren. Er klopfte sich den Schnee von seiner Joppe und

mit Gemessenheit fragte er, ob der Großvater daheim sei?

„Willst ihm wohl sagen, daß es mit Deiner Jagerei nichts ist?“ fragte Eva dagegen, indem sie ihn mit ihren lachenden, blauen Augen von der Seite ansah.

Mit festen Schritten ging er in das Haus und Eva hüpfte hinter ihm her. Mayr war aber ausgegangen.

„Alberne Dirn'!“ murrte Florian verächtlich.

„Hast denn meine Antwort abgewartet?“ versetzte sie, und da er Miene machte, wieder fortzugehen, fügte sie hinzu: „Aber er kommt wohl bald. — Oder soll ich was bestellen an ihn?“

Die versteckte Neckerei des Nachsatzes machte ihn zornig.

Sie lachte laut hinaus und ihr helles, fröhliches Lachen weckte die Vögel in alle den Käfigen an den Wänden aus ihrem Schweigen, und sie begannen, einander überbietend, immer lauter und lauter zu zwitschern, zu pfeifen, zu trillern, zu schmettern.

„Hörst Du? Das ist der Wald; er ruft, er ruft!“ sagte Eva und ihre blauen Augen glänzten in

heiterem Uebermuth. Sie selbst war wie ein Sonnenstrahl, der im Walde durch die belaubten Zweige fällt.

Die lärmenden Vogelkehlen übertäubten ihre Worte; aber Florian errieth den Sinn aus ihren Mienen und nickte zustimmend. An den Wald erinnerte die ganze Einrichtung der Stube, in der er sich jetzt genauer umsah, als bei seinem ersten Besuche. Eva setzte sich unterdessen auf die Ofenbank, und als die Vögel etwas stiller geworden waren, saß er neben ihr und beide plauderten wie alte Kameraden.

Als es zu dunkeln begann und Mayr noch nicht zurück war, ging Florian fort. Er kam aber seitdem häufiger wieder. Die Stube mit ihren gefiederten Sängern, den Gewehren und Geweihen, den wunderlichen Schwämmen, Muschelabdrücken, Versteinerungen und Gemshörnern übte einen anziehenden Reiz auf ihn aus, und Großvater und Enkelin wußten von den Dingen merkwürdige Geschichten zu erzählen, denen er begierig zuhörte. Der Alte knüpfte seine Jagdgeschichten daran und erzählte von dem Leben der Thiere; Eva ließ ihre Einbildungskraft spielen, aber gewöhnlich nur, wenn der Großvater nicht zugegen war, und wob um die Schwämme und Ver

steinerungen, deren Entstehung und Bedeutung, ihre phantastischen Märchen. Sie hatte sich Alles in ihrer Weise zurechtgelegt, und von ihr erfuhr Florian auch die mancherlei Sagen, die sich an die Berge und Thäler seiner Heimath knüpften, die grausigen Geschichten vom Tatzelwurm und Vieles, was sich aus heidnischer Zeit herübergerettet hat und noch heute dem Aberglauben als Evangelium gilt. Florian war eine Art von Freigeist, auch besaß er keine besonders lebhafte Einbildungskraft. Er hatte kaum je in seiner Kindheit ein Märchen gehört. Wer hätte dergleichen auch dem kleinen Vagabonden, der in einem Wirthshause an der Straße geboren worden, erzählen sollen? Sein Leben war, wie abenteuerlich auch zuweilen, in dem scharfen und harten Lichte der Wirklichkeit verflossen. Aber es war doch angenehm zuzuhören, wenn Eva so geheimnißvoll und überzeugt von den Elfen, Zwergen, bösen Geistern, Feen und Koboldén plauderte. Sie hatte eine eigene Art der Darstellung. Das Unheimliche und Grausige diente ihr nur als Hintergrund, um das Zarte und Gefällige, das Lichte und Schöne, welches sie immer triumphiren ließ, lebhafter hervorzuheben und auszumalen. Florian interessirten dabei am meisten die

Kämpfe mit den bösen Mächten und er wünschte, es gäbe einen Tatzelwurm, um mit ihm anzubinden und ihn zu besiegen. Eva zweifelte auch nicht, daß er als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würde.

Er seinerseits erzählte ihr die Geschichten der Männer und Frauen, unter deren Wachsbildern er als Kind längere Zeit gelebt hatte. Er hatte sie oft genug gehört, wenn die Frau des Besitzers, eine außerordentlich fette Dame, die selbst eine Merkwürdigkeit war, die Besucher in dem Kabinet umherführte. Es waren oft recht unheimliche und blutige Geschichten, und er beschrieb Eva ganz genau, wie die Menschen ausgesehen, die solche Verbrechen begangen hatten. Er erzählte ihr von großen Kriegshelden und von den Potentaten der Welt, lebenden und todten. Eva staunte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Es war ihr kaum faßbar, daß er unter Kaisern und Königen, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, deren Aussehen er ihr schilderte, herumgespielt habe. Für sie waren diese Puppen nichts Todtes. Wie Pygmalion den Marmor durch seinen Kuß erweicht hatte, so machte ihre Einbildungskraft das Wachs lebendig, und sie sah die ganze vornehme

Gesellschaft über Marmortreppen und durch vergoldete Säle schreiten, wie ihr Florian solche in dem Palaste beschrieb, dessen Zierde sein Vater eine Zeit lang als Footman gewesen war. Sie kamen angefahren in prächtigen Karossen mit feurigen Pferden, deren Geschirre von Silber blinkten, und Kutscher und Bediente in Scharlach und Gold. Daß Florian alle diese märchenhaften Dinge wirklich gesehen und unter ihnen gelebt hatte, verlieh ihm in ihren Augen einen Nimbus, als ob er selbst in Wahrheit ein Prinz wäre und es stand bei ihr fest, daß er Anna heirathen und in einen solchen Palast führen müßte, wie er ihn schilderte. Für sich begnügte sie sich mit dem Anstaunen all' der Pracht und Herrlichkeit, welche ihr aus Florians Erzählungen aufgingen.

Sein frisches, freies und offenes Wesen, die glänzenden Augen, mit denen er den Jagdgeschichten des Alten lauschte, oder diesem von den Jagden in England erzählte, so wie seine lebhafte Theilnahme an allem, was zu dem edlen Waidwerk gehörte, gewannen ihm denn auch mehr und mehr die Gunst Mayr's, wie es Eva vorausgesagt hatte. Es machte sich in Folge dessen von selbst, daß er den Alten auf seinen Forst- und Jagdgängen begleiten durfte,

anfangs freilich ohne Flinte. Bald aber gab ihm dieser eins von seinen Gewehren, lehrte ihn dessen Handhabung und hatte seine Freude daran, ihn einzuschießen.

Während er seine Abende in dem Jägerhause zubrachte, leistete daheim Veronika seinem Vater treu Gesellschaft. So traulich, wie in der Stube des alten Mayr war es freilich nicht. Es fehlte in der großen Stube des Marienhofs noch an Möbeln, um sie wohnlich zu machen und Veronika hatte keinen Sinn für jene Gemüthlichkeit, welche eine passende und bequeme Umgebung verleiht. Sie betrachtete sich selbst zu sehr als Mittelpunkt, um ein Auge für die Nüchternheit ihrer Umgebung zu haben. Wenn Griesinger ihre saubere Erscheinung lobte, so hatte es damit seine Richtigkeit. Sie verwendete viel Sorgfalt auf ihr Aeußeres; die Mägde meinten unter sich: zu viel, und beschuldigten sie, daß sie sich zu stark schnüre, besonders an den Sonn- und Festtagen, wo sie immer viel Zeit brauchte, um sich zum Kirchengange zu putzen. Aloys bemerkte es nicht, aber er unterhielt sich gut mit ihr, wenn er nach dem Abendessen auf der Ofenbank seine Pfeife rauchte und sie

ihr Spinnrad schnurren ließ. Sie besaß vielen Verstand und wußte immer etwas zu erzählen, ohne geschwätzig zu sein. In der ersten Zeit war Aloys häufiger zu seinen Jugendfreunden gegangen; allmälig wurden seine Besuche jedoch seltener. Es war ihm lästig, daß man ihn überall zu einer zweiten Heirath zu bestimmen suchte. Auch wollten in manchen anderen Beziehungen die Anschauungen und Ansichten nicht mehr ganz übereinstimmen. So erregte sein freimüthiges Bekenntniß, daß er in England zuweilen in eine protestantische Kirche gegangen sei, wenn es an dem Orte keine katholische Kapelle gegeben, bei den Frauen großen Anstoß. Die Männer schwiegen dazu, aber sie schüttelten bedenklich den Kopf, wenn er an seine Beobachtungen über den englischen Ackerbau die Bemerkung knüpfte, daß er wohl Lust hätte, dieses oder jenes in seiner Wirthschaft nachzuahmen. Veronika nahm an seiner Ketzerei keinen Anstoß, ja sie schlug nicht einmal ein abwehrendes Kreuz, als er ihr mittheilte, daß Florian gar nicht getauft, sondern bloß in die Civilregister seines Geburtsortes eingetragen sei. Seine Pläne ließ sie sich umständlich erklären und besprach sie ausführlich mit ihm, redete ihm zu oder ab, je nachdem, ohne ihm ihre Meinung

aufdringen zu wollen. Er war ja der Bauer und mußte das besser verstehen als sie, die aus dem Achenthale nie herausgekommen war.

Er empfand in seinen vier Wänden eine Behaglichkeit, die seinem Leben bisher völlig fremd gewesen. Griesingers Mittheilungen hatten ihm auch den letzten Druck von der Seele genommen. Er fühlte sich ausgesöhnt mit seinem Vater, durchaus berechtigt in seinem Besitz, und in dieser Stimmung fiel es Veronika nicht schwer, ihn während der langen Winterabende auch über seine Vergangenheit mittheilsam zu machen. Da erzählte er ihr denn auch von seinem verstorbenen Weibe. Veronika hörte auf zu spinnen, so aufmerksam lauschte sie, und er las in ihren grauen Augen ein wohlthuendes Mitgefühl.

„Da begreif ich freilich,“ sagte sie nach längerem Sinnen leise, und ein Seufzer schwellte ihren Busen, „daß Ihr nicht zum zweiten Mal' heirathen mögt. Wo fändet Ihr auch eine, die Eurer Franzl das Wasser reichte?“

Und wieder nach einer Weile, da Aloys stumm blieb: „Für Euren Buben — und es ist ein Prachtbub' — ist's aber halt ein größeres Unglück, als für Euch, daß sie gestorben ist. Man merkt's alleweil,

daß er keine Mutterlieb' nicht gekannt hat. Wenn's mein eigener Bub' wär', ich könnt' ihm nicht herzlicher zugethan sein; aber so wild und wüst wie er, kann's nur Einer treiben, für den bloß ein Mann gesorgt hat."

„O, ich war auch so wie er, als ich in seinem Alter war," warf Aloys ein.

„Mag schon sein," versetzte sie; „denn auch Ihr habt ja Eure Mutter früh verloren; aber in Eurem ganzen Wesen ist was Stetiges, was dem Florian ganz fehlt. Da ist's am Ende doch am besten, wenn Ihr ihm den Willen laßt und ihn zu einem Jager in die Lehr' thut."

„So hat Dich der Bub' auf seine Seit' gekriegt?" fragte er lachend.

„Je nun, wer kann ihm zuwider sein, wenn er Einen mit seinen schwarzen, blanken Augen so recht anschaut?" gab sie mit einem leichten Achselzucken zur Antwort und sah dabei selbst Aloys mit ihren grauen Augen tief und lang an.

Er schüttelte den Kopf. Es schien ihm unausbleiblich, daß der Hof nach seinem Tode in fremde Hände überginge, wenn Florian ein Jäger würde. Das wollte er nicht; die Vorstellung würde ihm alle Lust an der Arbeit benehmen.

„Aber wenn er ohne Neigung ein Bauer wird," warf sie ein, „dann ist auch kein Segen dabei und er kommt herunter statt vorwärts, und Ihr erlebt's vielleicht noch, während Ihr auf dem Altentheil sitzt, daß der Hof vergantet wird."

Aloys meinte, Florian würde sich wohl noch fügen, wenn er sich erst in der neuen Heimath aus getobt hätte.

Veronika beugte sich auf ihr Spinnrad, das während des Gesprächs in Unordnung gerathen schien. Das Blut schoß ihr dabei in die Stirn. Wenn es Aloys bemerkte, so mußte er denken, daß es vom Bücken sei. Sie hielt sich übrigens noch nicht für geschlagen und kam gelegentlich auf Florians Wunsch zurück, aber vorsichtig. Es mußte ihr wohl viel daran liegen, dem Buben gefällig zu sein. Vielleicht würde sie sich nicht zu seinem Anwalt aufgeworfen haben, wenn er sich anhänglich an sie und lenksam erwiesen hätte. Als sie sah, daß Aloys fest blieb, schwieg sie mit der Bemerkung: wenn sie den Buben nicht gar so lieb hätte, würde sie seine Partei nicht so hartnäckig ergriffen haben. Aloys war davon überzeugt und glaubte gern den Lobsprüchen, welche Frau Ursula

bei ihren gelegentlichen, kurzen Besuchen und der Pfarrer ihrem guten Herzen spendeten.

Herr Wagner war ein ziemlich häufiger Gast auf dem Marienhofe. Bald sprach er auf einem Spaziergange vor, bald fand er sich des Abends ein. Aloys war ein weitgereister Mann, der etwas zu erzählen wußte, und Veronika wußte die Ehre, die seinem Dache widerfuhr, in passender Weise zu würdigen. Sie hatte dem ehrwürdigen Herrn immer etwas vorzusetzen, was seinem Gaumen behagte, und Aloys lehnte eine Partie Mariage oder Piquet nicht ab. Beim Spiel setzte sich Veronika immer neben Aloys, sah ihm in die Karten, obgleich sie von ihnen nichts verstand, lehnte sich auch wohl wie aus Vergessamkeit an seinen Arm und lachte zu den üblichen Spielerspäßen des Pfarrers, der besonders guter Laune war, wenn er gewann. Zwischenein schnäuzte sie mit ihrem Finger das Licht und füllte die Gläser. Seine Ehrwürden erklärten offen, daß sie sich auf dem Marienhofe so wohl befänden, wie in Abrahams Schooß. Sein Wohlbefinden äußerte sich in manchem derben Scherz, der wohl auch an das Lüsterne streifte, wobei er Aloys, als ob er in dessen Sinn und Geist spräche, mit dem fetten Zeigefinger drohte und dann

mit kleinen Augen zu Veronika hinüberschielte, welche die ihrigen niederschlug. Auch ließ es der geistliche Herr nicht an Anspielungen fehlen, daß eines Tages aus der Wirthin eine Bäuerin werden dürfte. Steckte Frau Ursula dahinter, die nicht ohne Einfluß auf den Pfarrer war, so verfolgte sie dabei zugleich ihr eigenes Plänchen. Sie rechnete nach ihres Herrn Tode auf eine warme Ecke unter dem Dache Staudachs, wenn dieser ihre Muhme heirathete. Dafür sollte diese dann die Erbin ihrer kleinen Ersparnisse sein. Der Pfarrer glaubte nur dem Antriebe seines eigenen Herzens zu gehorchen, und er lachte, wenn Veronika bei seinen Anspielungen verlegen an ihrer Schürze zupfte, während Aloys ein abwehrend ernstes Gesicht machte. Eines Nachmittags ging der Pfarrer offen heraus:

„Wenn man Euch beide so nebeneinander sitzen sieht," sagte er, „so sollte man Euch für Mann und Frau halten. Warum heirathet Ihr Euch denn nicht?"

„O!" rief Veronika und rückte schnell von Aloys' Seite fort.

Der Pfarrer lachte: „Heirathen ist keine Sünde, Vreneli. Es steht geschrieben, es ist nicht gut, daß

der Mensch allein sei, und der beste Wein wird kahnig, wenn man ihn vernachlässigt. Dabei fällt mir jein, daß ich ein Fäßlein Rothen im Keller liegen habe, ein Geschenk von einem Amtsbruder; das wollen wir bald anstechen. Ihr seid noch nicht angestochen, Staudach, he?"

Wieder lachte er und faltete die Hände über dem wackelnden Bäuchlein.

„Das Breneli wird ganz roth," fuhr er mit finem wunderbaren Scharfblick fort, denn auf den Wangen des Mädchens zeigte sich durchaus keine ungewöhnliche Röthe. Sie aber wandte bei diesen Worten das Gesicht wie verschämt ab. Er beschwichtigte sie, sie möchte nur ruhig sein, er verriethe nichts, und zum Heimgang sich rüstend, forderte er Aloys auf, ihm ein Stück Weges das Geleit zu geben.

Die Sonne versank hinter den Schroffen des Rißthales und ein rosiger Dunst schwebte um die beschneiten Föhren auf den Höhen. Der Abendstern funkelte am grünlichen Himmel; Krähenschwärme suchten mit Gekrächz ihr Nachtlager auf den Dächern, aus deren Schloten der Rauch kerzengerade in die

klare, eisige Luft aufstieg. Der Schnee knisterte unter den Sohlen der beiden Männer.

„Staudach, Staudach, Ihr seid mir ein Feiner!" begann Herr Wagner.

„Gewiß nicht, Herr Pfarrer!" betheuerte Aloys, welcher der Ansicht war, daß nun genug gescherzt sei.

„Gewiß nicht!" nickte der Pfarrer beipflichtend. „Die Leute geben Euch das Zeugniß, daß Ihr ein gesetzter, nüchterner Mann seid. Ich weiß, daß sie Recht haben. Aber was wollt Ihr, Staudach? Ihr seid ein stattlicher Mann in Euren besten Jahren und, da werdet Ihr doch eines Tages wieder heirathen. Eine ganz Junge könnt Ihr nicht brauchen, auf Geld braucht Ihr auch nicht zu sehen. Ihr braucht eine Frau, die arbeitsam, gehorsam, verständig ist, die das Eurige zusammenhält, Euch lieb hat und bei der es Euer Florian gut hat. Die Veronika ist das alles Ihr kennt sie und wißt, wie Ihr mit ihr daran seid."

In dieser Weise redete er noch weiter auf Aloys ein, der alles anhörte und nichts erwiderte. Der Pfarrer merkte aber wohl, daß er Eindruck gemacht hatte, und so reichte er ihm die Hand zum Abschied.

„Gott befohlen!" rief er dabei. „Ueberlegt's

Euch. Eile mit Weile. Das Breneli schlägt Euch nicht aus."

Aloys kam sehr nachdenklich gestimmt nach Hause. Einen Entschluß hatte er nicht gefaßt. Veronika empfing ihn mit niedergeschlagenen Augen, und ohne aufzusehen sagte sie:

„Ihr kennt den Pfarrer nicht so wie ich. Ich bitt' Euch, achtet doch ja nicht auf sein Gespaß. O, Du blutiger Heiland, wenn ich mir vorstellen könnt', daß andre Leute solche Reden im Ernst von uns führen, ich würd' vor Scham in die Erd' sinken."

„Ja, wie so denn?" fragte er zerstreut.

„Weil, weil" — stotterte sie und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Es ist ja nichts Schlechtes, was der Pfarrer gesagt hat," bemerkte er.

„Schlecht ist's, daß er sagt, er wollt' nichts verrathen und ich hab' ihm doch nimmer was vertraut," erwiderte sie, ohne die Hände von dem Gesicht zu nehmen, mit einer Stimme, die in Weinen überzugehen drohte. „Ihr könnt mir's bezeugen, daß ich mich immer gegen Euch betragen hab', wie's mir zukommt."

„Ja, das kann ich und das thu' ich," versicherte

er. „Aber wär's denn ein so großes Unglück, wenn wir wirklich Mann und Frau wären."

Ein Zucken ging durch ihren Körper, sie ließ die Hände sinken und sah ihn ungewiß, fragend, vorwurfsvoll an.

„Jetzt habt auch Ihr Euren Spaß mit mir," sagte sie mit zuckenden Lippen; „das hab' ich nicht verdient."

„Nein, es ist mein Ernst, wenn es Dir Recht ist," versicherte er und faßte ihre Hand.

Da röthete sich ihre Stirn und seine Hand drückend, schaute sie ihm tief in die Augen. Als er sie küssen wollte, bog sie den Kopf weg und sagte: „Laß' doch das; wir sind ja beide keine Kinder mehr."

Da stürmte Florian mit glühenden Wangen und blitzenden Augen in die Stube und rief, während das Paar auseinanderprallte:

„Schau, Vater, das hab' ich geschossen!" Triumphirend hob er seine erste Jagdbeute bei den Hinterläufen in die Höhe und warf sie auf den Tisch. Es war ein Fuchs.

Der Vater schwieg verlegen. Florian sah verwundert und enttäuscht zu ihm auf. Aloys fuhr sich



mit der Hand über Stirn und Augen und sagte mit raschem Entschluß:

„Es ist gut, daß Du gerad' jetzt gekommen bist. Gieb der Breneli Deine Hand, Florian; das ist Deine künftige Mutter."

Florian aber steckte beide Hände in die Hosentaschen und rief, ohne sie anzusehen: „Meine Mutter ist todt!"

Ein Schatten des Unbehagens flog über Aloys' Züge. Veronika näherte sich dem Knaben und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ja, Deine arme Mutter ist todt; aber Du hast sie nie gekannt und jetzt sollst erfahren, was es heißt, eine Mutter zu haben. Ich war Dir immer gut und Dein Vater kann mir bezeugen, daß ich Dir das Wort gered't hab' von wegen daß Du ein Jager werden könntest."

Florian wich jedoch mit offen feindseligen Blicken vor ihr zurück.

„Jetzt reichst ihr gleich die Hand!" drohte der Vater.

„Nein," trotzte er, „ich will von Deiner Frau nichts wissen. Es steht ihr ja in den Augen, daß sie keinen Menschen lieb hat, und Dich heirathet sie doch bloß, weil Du Geld hast."

Der Zorn des Vaters wallte auf. Veronika wehrte ihm, und Florian rief mit zuckenden Lippen: „Schlagen kannst mich, aber lieb haben werd' ich die nicht. Ach, wenn das meine Mutter wüßt'!“

Mit Thränen in den Augen lief er aus der Stube. Ein Strahl von Haß schoß ihm aus Veronika's Augen nach und zu Aloys sich wendend, der mit finsterm Gesicht dastand, sagte sie: „Der Bub' wird sich schon noch geben. Was er da gesagt hat, haben Andere aus ihm gered't, und es werden noch Viele sagen, daß ich Dich bloß wegen Deines Geldes nehm'.“

Sie zog seinen linken Arm fest um ihre Taille, schlang den rechten um seinen Hals und drückte ihre Lippen auf seinen Mund.

Diesem schweigenden Protest fügte sie hinzu: „Daß Du mich bloß nimmst, weil ich eine gute Wirthin bin, das weiß ich und bin's zufrieden.“

Florian war in das Jägerhaus gelaufen, das er nur kurz zuvor erst verlassen hatte. Der erste wahrhaft tiefe Schmerz durchwühlte seine junge Brust und brach ungeberdig hervor. Er wußte, daß seine Mutter gestorben war, indem sie ihm das Leben gab. Sein Vater hatte ihm oft genug erzählt, wie jung,

wie heiter und hübsch sie gewesen; der Gedanke an sie war ihm ein unentweiht heiliger geblieben, wie er es gewesen, der bisher Vater und Sohn innig aneinander geschlossen hatte. Nun wollte eine Fremde an deren Stelle und zwischen ihn und den Vater treten! Das verursachte ihm ein Gefühl, als ob er das Liebste und Beste, was er besaß, verlieren sollte, verlieren überdies an eine Person, die in nichts der Vorstellung entsprach, welche er sich von der Todten machte. Das Zureden Mayr's fruchtete bei dem Aufgeregten nicht. Eva weinte mit ihm, indem sie ihn bat, nicht zu weinen. Sie streichelte sein lockiges Haar und sagte: „Schau, ich hab' ja meine Mutter auch nimmer gekannt."

„Schon recht, ich bin keine Dirne," rief Florian und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Aber das sag' ich: mein Vater mag sie so viel heirathen, als er will, meine Mutter wird sie nicht."

Als er heimkam, war sein Vater allein. Beide vermieden, einander mit den Blicken zu begegnen. Aloys fragte nichts, sagte nichts, und Florian ging zum ersten Male zu Bett, ohne vorher noch, wie sonst immer, mit dem Vater geplaudert zu haben. Diesen hielt ein innerer Widerstreit der Empfindungen noch

lange wach. Er war wieder Bräutigam und verglich seinen gegenwärtigen Zustand mit jenem, als er Franzl zum ersten Male an sein Herz gezogen hatte. Freilich, damals war es Frühling gewesen, Frühling in den Herzen und Frühling in der Welt. Ein gewisses Unbehagen wollte ihn nicht verlassen, obgleich er sich Veronika's gute Eigenschaften wiederholt vorhielt und er sich sagte, daß der Schritt, welchen er gethan, durchaus vernünftig sei.

Um so befriedigter fühlte sich Veronika. Sie war nicht nur zufrieden, sie triumphirte. Sie hatte ihren Zweck auf dem Marienhof erreicht, das Joch der Dienstbarkeit, das sie, je länger, mit um so größerer innerer Erbitterung getragen, war von ihr genommen, die Müllerstochter wieder zu Ehren gebracht.

Ob Aloys sie liebte oder nicht, war ihr gleichgültig. Sie selbst empfand für ihn keinerlei Zuneigung. Daß er noch ein Mann in den besten Jahren war, gewährte ihrer Eitelkeit eine gewisse Befriedigung; aber sie hätte ebenso unbedenklich ihre Netze nach ihm ausgeworfen, wenn er alt und kränklich gewesen wäre. Das Herz hatte in ihren Plänen keine Stimme.

Ihre nächste Sorge war die, daß ihr Verlöbniß mit Aloys schnell bekannt würde. Die Nachricht davon überraschte seine Freunde eben nicht angenehm. Sie verbargen ihm auch nicht, daß er, nach ihrer Meinung, wohl eine bessere Partie hätte machen können, als die arme, alte Jungfer. Unrechtes konnten sie ihr aber nichts nachweisen, und ihr Tadel regte den Trotz des Bräutigams auf. Er blickte herausfordernd, als er zum ersten Male mit Veronika zur Kirche kam. Die Braut behauptete dagegen eine fast demüthige Haltung an seiner Seite und nahm die gezwungenen Glückwünsche mit einer bescheidenen Miene auf. Das versöhnte Viele mit ihr. Aloys schalt sie deshalb; seine Wahl müßte den Leuten recht sein.

„Freilich," sagte sie, indem sie sich schwerer auf seinen Arm stützte, „aber es haben sich Viele auf Dich Rechnung gemacht. Was hab' ich davon und auch Du, wenn wir uns die Leute zu Feinden machen?"

Wenn doch auch Florian so klug gewesen wäre! Er aber bewies seiner künftigen Stiefmutter eine herausfordernde Nichtachtung. Veronika vergalt ihm dieselbe in ihrem Herzen, während sie in ihrem

äußeren Benehmen gegen ihn unverändert blieb. Es war ihr mißlungen, ihn aus dem väterlichen Hause zu entfernen, indem sie seinen Wunsch, ein Jäger zu werden, bei dem Vater unterstützte, und sie war entschlossen, keinen zweiten Fehlschlag zu erfahren. Indessen ward sie zunächst durch Wichtigeres in Anspruch genommen.

Veronika wünschte nicht, ihren Brautstand über die zur Einrichtung erforderliche Zeit hinaus auszudehnen. Aloys war damit einverstanden und die Hochzeit auf die erste Woche des Februar angesetzt. Als er nun eines Tages im Begriff stand, nach Jenbach zu fahren, um noch Einiges für die Einrichtung zu bestellen, erschien der Schreiber Jakob Beck auf dem Hofe. Er war mit dem Postschlitten heraufgekommen als blinder Passagier. Aloys verspürte keine Lust, um dieses Besuches willen seine Fahrt aufzugeben. Er hatte bereits den Mantel angezogen und die Peitsche in der Hand, und machte keine Miene, sie wieder fortzulegen. Beck erklärte gleich, daß es ihm ganz erwünscht sei, auf diese Weise schon so bald wieder nach Hause zu kommen, er habe so wie so nur einmal nachsehen wollen, was sein alter Freund schaffe.

„Aber einen Schnaps könntest Du mir wohl vorher noch geben,“ schloß er; „es pfeift draußen ordentlich.“

„Du, Loysle, wer ist denn der Herr?“ fragte Veronika.

„Hahaha! Potz Tausend!“ rief der Schreiber und suchte seinen wasserblauen, hervorstehenden Augen einen neckischen Ausdruck zu geben. „Steht die Sache so? Jetzt kannst Du aber erzählen, was ich für ein Wahrsager bin! Ich könnte Geld damit verdienen. Hab' ich mich nicht schon zur Hochzeit eingeladen, ich Dir den Hof übergab?“

„Ja, das habt Ihr, aber ich weiß nicht, ob's eintrifft,“ bemerkte Aloys schroff.

Beck achtete nicht darauf, sondern rief bewundernd: „Und so eine Schlanke, Schöne, Feine! Hat der Staudach ein Glück. Ein Anderer könnte nach einer solchen Braut suchen, wie nach einer Stecknadel im Sand, potz Tausend! Und wer ich bin? Der Jakob Beck bin ich, der Eurem Bräutigam wieder zu seinem Väterlichen verholfen hat. Ich nehm's ihm nicht übel, wenn er bei Euch seine alten Freunde vergißt.“

Veronika war für die Schmeichelei nicht unempfänglich. Sie hatte wohl selten so hübsche Dinge

zu hören bekommen. Bereitwillig holte sie die Branntweinflasche und schenkte dem Schreiber ein, der sie zuerst um ihren Namen fragte und dann das Glas auf ihr Wohl leerte. Sie knixte geziert und äußerte, daß es ihr und ihrem Bräutigam recht sein würde, wenn er wirklich zur Hochzeit käme. Aloys, der sich keine Mühe gab, sein Mißfallen an den redseligen Schmeicheleien des Schreibers zu verbergen, drängte zur Abfahrt. Er wollte ihn überdies zur Rede stellen, weshalb er ihm von dem Testament seines Vaters nichts gesagt hätte.

Kaum saßen beide in dem Schlitten und hatten den Hof hinter sich, so fing Beck an, er hätte ein Anliegen, das er aber vor Staudachs Braut nicht habe bekannt geben wollen. Er brauchte hundert Gulden, und Aloys sollte sie ihm leihen.

Aloys versicherte, daß er jetzt, wo er zu heirathen im Begriff stände, keinen Kreuzer entbehren könnte. Der Schreiber ließ sich jedoch damit nicht abweisen. Er selbst hätte sich das schon gesagt; aber er wisse Rath. Aloys brauchte ihm in Jenbach nur einen Wechsel auszustellen; darauf bekäme er die benöthigte Summe sofort. „Dir borgt Jeder,“ sagte er, „mir nicht. Drei Monate nachher, von heute

an gerechnet, bezahlst Du an den, der Dir den Wechsel wiederbringt. Das ist leicht und einfach."

„Schon!" versetzte Aloys. „Aber auf so was kenn' ich mich nicht aus; darauf laß' ich mich nicht ein."

„So?" zischte der Schreiber. „Hab' ich Dir nicht in Deiner Noth beigestanden wie ein treuer Freund, und jetzt willst Du mir nicht helfen?"

„Ja," rief Aloys, „wenn Ihr mein Freund seid, warum habt Ihr mir denn damals nichts davon gesagt, daß mein Vater ein Testament gemacht hatt'?"

„Das weißt Du?" staunte Beck. Gleichmüthig fuhr er fort: „Wozu sollte ich's Dir denn sagen? Was lag daran? War doch kein Testament zu finden, als Dein Vater starb."

„Freilich, aber Ihr wußtet darum," murrte Aloys. „Warum sagtet Ihr's mir nicht?"

„Just, weil es mir damals nicht gepaßt hat," entgegnete Beck gedehnt. „Wissen mußte ich wohl darum, hab' ich's doch selber in's Reine schreiben müssen und kann Dir daher auch sagen, was darin stand."

„Kann's mir denken nach dem, was mir der

Griesinger erzählt hat," sagte Aloys und gab seinem Schimmel einen Schlag mit der Peitsche.

„Also von dem hast Du es?" nickte der Schreiber. „Na, um so besser. Dann ist's abgemacht und Du unterschreibst nachher alleweil den Wechsel."

„Nichts unterschreib' ich," rief Aloys entschieden.

Beck schielte ihn mit einem stechenden Blick von der Seite an und sagte: „Oho, so läuft der Hase nicht."

„Werden's ja sehen," meinte Aloys.

Der Schreiber blieb eine Weile still. Dann schlug er sich Feuer für seine Pfeife, die erloschen war und sagte, nachdem er einige Tabakswolken von sich geblasen hatte: „Was meinst, ob Du mir die hundert Gulden wohl gäbst, wenn ich käm' und sagte: hier ist das Testament."

„Damit jagt Ihr mir keine Angst ein," gab Aloys verächtlich zurück. „Ja, wenn's mein Vater selig nicht vernichtet hätt'."

„Also vernichtet hat er's?" höhnte Beck. „Das hat Dir wohl auch der Griesinger erzählt? Er meint wohl, weil das Gericht und Dein Vetter nichts gefunden haben? Ja wohl. Schau, wenn Du nachher

von wegen des Wechsels zu mir kommst, will ich Dir was zeigen, woran Du Deine Freud' haben wirst."

Aloys zuckte schweigend mit den Schultern, auch Beck blieb still, bis sie in Buchau an dem Wirthshause vorüberkamen. Da sagte Beck: „Da haust jetzt Dein Vetter, den Du von dem Marienhof vertrieben hast. Was meinst Du, ob er mir nicht zahlen würde, was ich fordere, wenn ich ihm das Testament Deines Vaters brächte? Ich hab's nicht gethan und verlang' von Dir blos hundert Gulden."

Sein Gefährte wandte jäh den Kopf nach ihm hin und starrte ihn erschrocken an. Jedoch faßte er sich schnell wieder und schalt Beck einen Lügner.

„Was hätte ich davon, wenn's nicht wahr wäre?" fragte dieser achselzuckend. „Kannst Dich ja nachher bei mir davon überzeugen. Ich brauche Geld und für Deine Angst giebt mir Niemand einen Kreuzer. Die gestudirten Herren und Dein Vetter, der Tölpel, hätten ihre Nasen blos in Deines Vaters Jagdranzen zu stecken brauchen. Du warst gleich gescheidter; aber ich hatte das Nest schon ausgenommen."

Er lachte selbstgefällig.

Aloys war blaß geworden und ein kalter Schweiß brach aus seiner Stirn. Mit verglasten Augen starrte

er den Schreiber an, der ihm höhnisch zunickte und sagte:

„Ich hab' Dich noch schonen wollen; denn ich bin ein seelensguter Kerl. Aber Du hast es nicht besser gewollt."

„Ein schlechter Kerl bist," ächzte Aloys. „Du hast gewußt, daß das Testament da war und hast's gestohlen, um mich in's Unglück zu stürzen."

„Ein schönes Unglück, daß ich Dir Deines Vaters Hof zugewendet habe," spottete Beck. „Ich hab' mich um die ganze Geschichte nicht gekümmert, bis Du zurückkamst. Was ging sie mich an? Mein damaliger Herr, Deines Vaters Anwalt, meinte auch, als kein Testament gefunden wurde, Dein Alter hätte es vernichtet. Mir hat's freilich nie recht einleuchten wollen. So etwas zerreißt man nicht leicht wieder, wenn es einmal gemacht ist und Dein Alter vollends hat Dich viel zu lieb dazu gehabt. Dann dachte ich, daß später Dein Vetter vielleicht das Testament gefunden hätte. Was ging es mich an? sag' ich. Wie aber der Nazi zu Dir nach Jenbach kam, da wußte ich, daß er nichts gefunden hatte. Ich aber hab's gefunden; denn es steht geschrieben: suchet, so werdet Ihr finden!"

Aloys ließ mit einem tiefen Stöhnen den Kopf

auf die Brust sinken. Er sah nichts mehr und das Leitseil entglitt seiner Hand. Der Schreiber haschte noch rechtzeitig danach und kutschirte weiter, während in seinen wässrigen Augen und um seinen Mund ein höhnisches Behagen sich kund that. Nach einer Weile sagte er: „Jetzt will ich Dir zeigen, daß ich ein besserer Freund bin wie Du.“

„Der Teufel bist,“ fuhr Aloys auf, „und wer Dir den kahlen Schädel einschlägt, verdient sich Gottes Lohn. O, Du sacrischer Satan, mir das zu thun, mir, mir!“

Beck erschrack und bei dem unwillkürlichen Ruck seiner Hand stand der Schimmel still. Schon wollte Beck aus dem Schlitten springen, als Aloys die geballten Fäuste nicht gegen ihn, sondern gegen sich selbst wendete und sich im zornigen Schmerz wiederholt gegen die Brust schlug.

„Mach' keine Geschichten!“ rief Beck, der wieder etwas Muth faßte. „Du brauchst Dir wegen des Testaments gar keine Gedanken zu machen: das liegt in meinem Schreibpult so ruhig, wie es in Deines Vaters Jagdtasche gesteckt hat. Ich halte reinen Mund. Wenn man immer untersuchen wollte, auf welche Art und mit welchem Recht Einer erworben

hat, was er besitzt, ja da würd' es meistens übel aus-
sehen. Die meisten Leute halten sich nur für ehrlich
und die Welt hält sie dafür, weil die Andern dieselben
krummen Wege gehen."

Aloys war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um
auf diese erbauliche Weltanschauung etwas zu er-
widern. Der Schreiber selbst verspürte keine Lust,
seine Philosophie zu verschleudern. Stumm saßen sie
neben einander, während der Schlitten rasch die Kas-
bachschlucht hinunterglitt. Vor dem Gasthause zum
Hirschen angekommen, rieth der Schreiber seinem un-
glücklichen Begleiter, erst seine Geschäfte abzumachen,
bevor sie zu ihm nach Hause gingen. Aloys wollte
jedoch vor allen Dingen Gewißheit über das Testa-
ment haben.

Die Stube des Schreibers, in dem untern Theil
des Städtchens gelegen, das an dem Inn sich hin-
zieht, war eine verstäubte und verräucherte Höhle, in
der Unordnung und Unsauberkeit mit einander wett-
eiferten. Der eigenthümlich dumpfe Geruch alten
Papiers und der fade von verflüchtetem Tabaksrauch
erfüllte das Zimmer. Der ausgetretene Fußboden
war reichlich mit Tintenflecken gesprenkelt, besonders
ringsum das altmodische Pult, welches in der Nähe

des einen Fensters stand. Etwa drei bis vier Schritte von dem hochbeinigen Pulte entfernt, stand an der Wand ein klägliches Ding von einem Sopha, so hart und unbequem wie möglich, aus dessen vielfach zerrissenem Ueberzuge Seegras und Kuhhaare hervorquollen. Auf dieses Sopha lud der Schreiber seinen Gast sich zu setzen. Aloys dankte. Das Ding kam ihm vor wie eine Marterbank und eine solche war es wohl auch Anderen schon vor ihm gewesen. Beck bestand durchaus darauf, daß er dort Platz nähme. Er war ein vorsichtiger Mann. Wer bürgte ihm dafür, daß ihm Aloys das Testament nicht gewaltsam entriß, während er es vorzeigte? Diese Erwägung hatte ihn schon auf dem Wege nach seiner Wohnung beunruhigt. Aber von dem Sopha bis an das Pult war ein guter Sprung, und der Schreiber hatte Zeit, das Schriftstück in das Pult zu werfen und den Schlüssel abzuziehen, sobald Aloys Miene machen sollte, die ihm angewiesene Marterbank zu verlassen.

Erst nachdem dieser dort Platz genommen, suchte Beck das Testament aus seinem Pulte hervor, blieb aber damit vorsichtig bei diesem stehen und hielt es auseinandergeschlagen mit beiden Händen vor die Brust, so daß die Schriftseite Aloys zugekehrt war.

„Kannst Du lesen, was hier oben geschrieben steht?" fragte er so sorglos wie möglich; allein das Herz schlug ihm wie einer Maus in Gegenwart einer Katze.

Aloys blieb jedoch sitzen und entzifferte: „Mein — mein letzter — W—i—l—Wille."

„Und ist dies Deines Vaters Unterschrift oder nicht?" fragte Beck weiter, indem er das erste Blatt umwendete.

Da stand Barthel Staudachs Namen mit dicken und doch unsicheren, zitterigen Strichen. Aloys erkannte ihn sofort und ein tiefes Stöhnen war seine Antwort.

„Jetzt hast Du Dich mit Deinen eigenen Augen überzeugt, daß ich nicht gelogen hab'," rief der Schreiber und wollte das Testament wieder in das Pult werfen.

Aloys machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Ich will wissen, was d'rin steht," murmelte er.

„Daß Du zu Gunsten Deines Vetters Ignaz enterbt bist, weil Du die Franzl gegen den Willen Deines Vaters geheirathet hast," versetzte der Schreiber spöttisch.

Mit dieser Erklärung war Aloys jedoch nicht

zufrieden. Er wollte sich selbst von dem Inhalte des Testaments überzeugen.

Beck warf ihm einen bösen Blick zu; die Forderung versetzte ihn in eine peinliche Verlegenheit. Erfüllte er sie nicht, so konnte Aloys auf den Verdacht gerathen, daß er ihm nicht die Wahrheit gesagt hätte. In der That wollte bei seinem Zögern dieser Gedanke in Aloys aufsteigen, und er verwarf deshalb auch den Vorschlag des Schreibers, ihm das Testament vorzulesen.

Hin und her drehte Beck an seinen Haaren auf der Stirn.

„Gut, Du sollst lesen," sagte er endlich, breitete das Blatt vor sich auf dem Pulte aus, und es fest mit beiden Händen und Armen bedrückend, forderte er Aloys auf, ihm über die Schulter zu schauen, während er die einzelnen Paragraphen laut und rasch herunterlas. Er hatte über den Inhalt Aloys die Wahrheit gesagt, und dieser schwankte tief aufseufzend auf seinen vorigen Sitz zurück. Auch Beck seufzte tief auf, aber in dem Gefühl der Befreiung von seiner Furcht, indem er das Testament wieder verschloß und den Schlüssel in seine Hosentasche steckte.

„Danach hast Du von Deines Vaters Nachlassenschaft auch nicht einen gebogenen Heller zu beanspruchen," fuhr er fort und reichte Aloys aus seiner Brieftasche einen bis auf die Namensunterschrift ausgefüllten Wechsel.

Aloys nahm mechanisch das Blatt; es zitterte in seiner Hand. Seine Augen starrten darauf, aber sie sahen nichts. Beck mußte ihn fast gewaltsam aufrütteln.

„Es ist mir schlecht gegangen drüben in England," preßte Aloys mühsam hervor, „bitter schlecht, aber ein ehrlicher Kerl bin ich geblieben."

„Was ist denn Unehrliches dabei, wenn Du einen Wechsel unterschreibst?" fragte der Schreiber achselzuckend. Er nahm ihm den Wechsel wieder aus der Hand, breitete ihn auf dem Pulte aus und sagte, indem er auf die Stelle deutete, wo Aloys unterzeichnen sollte: „Komm, komm! Hier ist Tinte und Feder! Da, setz' Deinen Namen her, und die Geschichte ist abgemacht."

Aloys that betäubt wie ihm geheißen und mechanisch folgte er den Bewegungen des Schreibers, der mit der Federfahne von dem Fußboden Staub auf die Unterschrift scharrte, darüber hinblies und den

Wechsel wieder in die Brieftasche legte. Erst als er diese einsteckte, sagte Aloys mit gepreßter Stimme: „Ich will keinen Kreuzer von dem Geld wiederhaben; aber gieb mir die Schrift von meinem Vater selig.“

„Also ein schlechter Kerl bin ich?“ höhnte Beck. „Und jetzt bietest Du mir hundert lumpige Gulden für das Testament? Daß ich ein Narr wäre! Aber einen guten Rath will ich Dir geben. Schau, Du hättest um eine Reiche freien sollen und hättest sie gekriegt. Daß Du die Veronika Kreucher heirathen willst, die nichts hat, ist dumm. Arm und ehrlich schafft nicht vom Fleck in der Welt.“

Aloys hatte das Ende seines guten Rathes nicht abgewartet. Gesenkten Hauptes, mit schamrothen Wangen war er ohne ein Wort aus der Stube gegangen.

Siebentes Capitel.

Der Bau des Glücks auf schwankendem Grunde.

Durch die Schlucht von Jenbach fuhr langsam ein Schlitten hinauf. Der gewundene Weg zwischen den hohen und schroffen Bergwänden lag im Dunkel, aber der Himmel darüber war so hell, daß kaum die Sterne zu erkennen waren, und die überschneiten Tannen und Büsche auf der Höhe zur Linken glitzerten im Mondschein. Der Mann, welcher auf dem Schlitten saß, schien zu schlafen, so zusammengekrümmt war seine Haltung und so nachlässig der Gang seines Pferdes. Erst als das Fuhrwerk bei dem Dorfe Eben die Schlucht hinter sich gelassen hatte, richtete sich der Mann plötzlich auf, mußte aber die verwundert um sich schauenden Augen eine Sekunde lang vor dem

blendenden Glanze schließen, mit welchem der Mond die nackten Schroffen des nördlichen Thalrandes, die Kirchenspitz und weiter zurück den Heiterstell-Kogl, den Rothlaner Berg, das Sonnenwendjoch übergoß. Die Felder, die Dächer, die Föhrenwälder glitzerten, blitzten und funkelten, als ob sie mit Diamanten überschüttet wären, und selbst die nackten Bäume in den Obstgärten stachen minder schwarz gegen den Schnee ab und ihr krauses Geäst verschwamm in weichen Umrissen.

Aloys, denn er war der einsame Reisende, wußte sich in der That kaum Rechenschaft zu geben, wie er nach Eben kam, was er gethan, seidem er den Schreiber verlassen hatte? Seine Geschäfte hatte er besorgt, aber er wußte nicht wie. Von den Leuten, mit denen er zu thun gehabt, hatten ihn manche für berauscht gehalten. Nur momentan war er aus seiner Betäubung erwacht und auch jetzt sank er bald wieder darin zurück, nachdem er das Pferd angetrieben. Der über die ebene Bahn fast lautlos hingleitende Schlitten schwamm wie ein Boot in dem weichen von Schneeglanz durchblitzten Licht, welches die Spitzen der langen Winterhaare des Schimmels versilberte.

Der Schlag, welcher Aloys Staudach so plötzlich getroffen hatte, war aber auch zu furchtbar. Nachdem er seine Schuld gesühnt und den Kopf nur eben mit reinem Gewissen erhoben hatte, nun jäh zu Boden geschmettert, ein Ausgestoßener, ein Bettler! Dazwischen raste die Wuth gegen den Schreiber auf, der ihn in diese Lage gebracht hatte; hätte er in solchen Momenten Beck's habhaft werden können, er hätte ihn ermordet. Als der Hufschlag des Schimmels auf die Eisdecke des Sees pochte, wünschte er, daß sie bersten möchte und der nasse Abgrund darunter ihn verschlänge. Aber sie borst nicht, während er wußte, daß ihn nichts von dem Verderben zu retten vermochte, das in dem Hintergrunde weniger Tage auf ihn lauerte. Nun blickte ihm das Licht aus seiner Wohnung entgegen. Aber es war nicht mehr sein Haus und Hof; ihm gehörte nichts mehr, nichts, nichts! Wenige Tage noch und er mußte hinaus in das Elend, ärmer als damals, als er mit seinem jungen Weibe die Heimath verlassen hatte. Und dann ergriff es ihn mit einem neuen jähen Schrecken, daß dort bei dem Lichte in der Stube ein Wesen auf ihn wartete, gegen das er die heiligsten Verpflichtungen eingegangen war und

das von ihm einen geachteten Platz in der Welt und Wohlstand erwartete: Veronika.

Veronika wartete mit dem warmgestellten Abendessen auf ihn. Sie wunderte sich, daß er so lange fortgeblieben war und hatte eine Menge Fragen über die in Jenbach besorgten Bestellungen in Bereitschaft; allein seine verstörten Mienen schlossen ihr den Mund. Er klagte, daß ihm nicht wohl sei und er wollte gleich zu Bett gehen. Es war nicht Schonung, sondern ein Mangel völligen Vertrauens, wie es nur da besteht, wo sich das Herz zum Herzen gefunden hat, weshalb er die Mittheilung des Schrecklichen, das er in Jenbach erfahren, noch verschwieg, und seit dem Tode Franzl's war er gewöhnt, alles in sich abzumachen. Veronika meinte auch, es sei das Beste, wenn er sich gleich hinlege, und leichthin setzte sie hinzu, sie verüble es ihm nicht, wenn er mit Beck ein Glas mehr als sonst getrunken habe; der Schreiber sei ein gar angenehmer Mensch.

Aloys verbrachte eine schreckliche Nacht. Die Dunkelheit um ihn theilte sich der Betrachtung seiner Lage mit und zeigte ihm diese in den allerschwärzesten Farben. Es stand fest bei ihm, daß er den Hof herausgeben mußte. Er war in der Fremde un=

ter allen Entbehrungen ein ehrlicher Mann geblieben. Aber was nachher? Durch die Stille tönten die gleichmäßigen, tiefen Athemzüge seines schlafenden Knaben und gemahnten ihn, daß er ja vor allen Dingen um Florian's Zukunft willen endlich sein störrisches Herz bezwungen und, die Verzeihung seines Vaters suchend, heimgekehrt war. Aus qualvollem Herzen betete er: „O Du, mein gekreuzigter Heiland, führ' mich nicht in Versuchung."

Aber die Versuchung, welche ganz, ganz leise zu ihm herangeschlichen kam, wich nicht mehr von ihm, nicht jetzt, noch in den folgenden Tagen. Er hätte es sich nie so schwer vorgestellt, ehrlich zu sein. Es erfährt freilich auch Jeder erst, wie schwer es ist, wenn die Prüfung an ihn herantritt. Aloys fühlte, daß er unter seinem väterlichen Dache fortan keine ruhige Stunde haben würde, wenn er das Testament unbeachtet ließ. Aber er war nicht mehr der leichtsinnige Bursche wie damals, als er, dem Vater trotzend, mit Franzl in die Fremde gegangen war. Er hatte seitdem erfahren, daß die Welt nicht Jedem offen stehe, wie er damals gewähnt. Hatte er, aus dem gewohnten Geleise geschleudert, ihr ja nichts abzuringen vermocht, und ihm grauste davor, wieder arm zu sein

und den schweren Kampf mit ihr auf's Neue zu beginnen. Er rechnete in Gedanken mit dem Vetter ab. Es blieb so gut wie nichts übrig. Dann schwebte ihm vor, wie sich die Leute von ihm zurückzogen, die ihm stets alle freundliche Gesichter machten. Das Ansehen, welches ihm im Dorfe der Besitz gab, war dahin. Den Armen schätzt Jeder gering und auf seiner Stirn brannte zudem der Fluch seines Vaters. Alle Reue, die er empfunden, hatte dieses Brandmal nicht von seiner Stirn weggewischt. Warum hatte er bereut? und was hatte er überhaupt zu bereuen? Steht nicht geschrieben: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Weibe Deiner Wahl anhangen und ihm folgen?

Ruhelos, reizbar, grübelnd ging er in Haus und Hof umher; er hatte keinen Appetit und keinen Schlaf. Veronika konnte sein Zustand natürlich nicht entgehen, aber sie scheute sich vor allzu dringlichen Fragen, nachdem er ihr versichert hatte, daß er nicht krank sei. Sie gerieth auf den Verdacht, daß ihn das Verlöbniß mit ihr reue und war dies der Fall, so mußte es zwischen ihnen zum Bruch kommen, wenn sie ihm durch ihre Fragen Gelegenheit gab, sich auszusprechen. Das durfte nicht sein.

Nach dem Wohlleben in der elterlichen Mühle waren ihr die Entbehrungen und die Dienstbarkeit doppelt drückend gewesen. Energisch wie sie war, hatte sie trotz ihrer Jugend sich gleich damals vorgenommen, dieses Loos nicht zeitlebens zu tragen, koste es, was es wolle. Sie mußte heirathen, reich heirathen, und darum schüttelte sie auch die Last nicht ab, welche ihr die Sorge für ihren kleinen Bruder machte, sondern verbarg die Abneigung, die er ihr einflößte, und die er in der Stille entgelten mußte, sorgfältig. Lobten sie doch die Leute, daß sie sich so brav gegen ihn zeigte, und behaupteten, daß Derjenige sich glücklich schätzen könnte, der sie einmal heimführte. Daß Toni je ihrer Verheirathung im Wege gestanden, war eine Verleumdung ihrer verletzten Eitelkeit, die eines Sündenbocks bedurfte. Der wahre Grund lag in ihrer Armuth und ihrer geringen Liebenswürdigkeit, zwei Mängel, die durch körperliche Reize nicht überglänzt wurden. Sie war nicht hübsch; ein reiches, aber trocknes Haar, das nur durch starkes Oelen Glätte und Glanz erhielt, und ein üppiger Wuchs bildeten ihre einzigen Vorzüge, auf die sie indessen nicht wenig eitel war. Diese Schwäche hatten die Schmeicheleien der Gäste in ihres Vaters Mühle ausgebildet. Für

sie war sie immer die hübsche Müllerstochter gewesen. Nun reizte ihre Gestalt wohl manchen Wirthssohn, aber das Heirathen lag ihm so fern wie der Mond. Veronika ihrerseits, deren ganzes Dichten und Trachten eben darauf gerichtet war, hatte viel zu kühles Blut, um in dem Netz ihrer Eitelkeit sich zu verwickeln und war zu scharf berechnend, um sich bloßzustellen. Freilich konnte es nicht ausbleiben, daß das Fehlschlagen ihrer still gehegten Hoffnungen ihr Gemüth allmälig verbitterte und daß sich mit den Jahren immer schärfer jene Klugheit in ihr ausbildete, welche das Haben dem Genießen vorzieht. Lehrte sie doch die herbe Erfahrung des Lebens, daß sie nicht nöthig gehabt hätte zu entbehren und zu dienen, wenn ihr Vater ein sparsamer Wirth gewesen wäre.

Man kann danach leicht ermessen, wie unerträglich ihr die Vorstellung sein mußte, die so lange und so heiß ersehnte Frucht möglicherweise wieder ihrer Hand entschlüpfen zu sehen, da sie schon im Begriff stand, dieselbe zu pflücken. Sie war entschlossen, sie selbst dem Teufel streitig zu machen und sie setzte alle Mittel in Bewegung, um Aloys festzuhalten. Sie fütterte ihn mit Leckerbissen, bei deren Wahl und Zubereitung ihr Frau Ursula mit Rath und That zur

Hand ging. Die gute Seele war ja auch dabei interessirt, daß die Partie nicht wieder auseinanderging; was wäre sonst aus ihrem Plänchen geworden, den Rest ihrer Tage behaglich unter dem Dache ihrer Muhme, der Frau Staudach zu beschließen? Sie fand sich auch häufig des Abends ein, um durch ihr Geplauder Veronika in der Unterhaltung Staudachs zu unterstützen, wie sie denn auch den Pfarrer in dieser Absicht zu öftern Besuchen veranlaßte. Veronika sah nicht scheel, wenn der geistliche Herr im Spiel durch Aloys' Zerstreutheit gewann, was ihr sonst keineswegs gleichgültig war. Sie selbst bemühte sich, heiter und geschmeidig zu sein und zwang sich gegen Aloys in Worten und Küssen zu einer Zärtlichkeit, die ihrem Herzen ebenso fremd war, wie ihrer Natur.

Eines Abends ward ihm ein Kuchen vorgesetzt, von dem die beiden Muhmen unter allerlei scherzhaften Vorwänden zu essen sich weigerten. „Du mußt ihn allein aufessen; daran will ich sehen, ob Du mich lieb hast," flüsterte ihm Veronika in das Ohr. Bei der Kleinheit des Gebäckes war es selbst bei seinem geringen Appetit keine Herkulesarbeit ,und Veronika lohnte ihm das Vollbringen mit einem langen, heißen Kuß. Es war ein Liebeskuchen, zu dem sie neunerlei

um die Geburt Florians gewußt, so würde er sicherlich nicht ein solches Testament gemacht haben. Behielt er daher den Hof, so that er es nicht für sich, sondern für Florian.

Diese Schlüsse wollten freilich nicht Stich halten, und Aloys verwarf sie. Eine andere Gedankenreihe spann sich in seinem rastlos, fieberhaft arbeitenden Kopfe an. Das Testament bestimmte allerdings, daß sein Vetter Ignaz der Erbe sein sollte; aber die Mittheilungen Griesinger's stellten es außer Zweifel, daß der Vater ihm vergeben hatte. Je mehr er daher nachsann, je fester wurde in ihm die Ueberzeugung, daß sein Vater das Testament auf seinem Todtenbette vernichtet haben würde, wenn ihm durch den Schlaganfall nicht die Zunge gelähmt gewesen wäre. Das mußte es gewesen sein, es konnte nicht anders sich verhalten, warum sein Vater immer auf die Wand gestarrt hatte, wo bei den Gewehren der Jagdranzen hing, welcher das Testament verwahrte. Das war es gewesen, was der Sterbende seiner Umgebung verständlich zu machen versucht hatte. Und war nicht Gott selbst für diese Absicht des Sprachlosen eingetreten, indem er weder das Gericht noch Ignaz das Testament hatte finden lassen? Nur durch ein Ver-

Teig gespart hatte. Eine weise Frau in Achenkirchen, die sie und Ursula heimlich aufgesucht, hatte den Rath dazu gegeben.

Veronika's Bemühungen um Aloys hatten zunächst den Erfolg, daß er dem Rath des Schreibers kein Gehör schenkte. Allerdings konnte er, wenn er das Verlöbniß mit Veronika löste und eine Reiche heirathete, eines Tages den Hof an seinen Vetter abtreten, ohne der Armuth zu verfallen. Eines Tages! darin lag viel, lag alles! Aber welches Mädchen würde ihm die Hand reichen, wenn es wußte, wie es mit ihm stand? Gestehen mußte er es; er mußte es auch Veronika gestehen; allein je zärtlicher sie sich gegen ihn bewies, je schwerer wurde es ihm, mit ihr offen über seine Lage zu sprechen. Aber mußte er denn reden? Außer dem Schreiber, den sein eigener Vortheil zu schweigen zwang, wußte ja Niemand um das Vorhandensein des Testaments.

Aber war es denn überhaupt ein Betrug, wenn er den Marienhof behielt? Mochte sein Vater auch ihn haben strafen wollen, daß er wider seinen Willen geheirathet hatte; das konnte unmöglich dessen Absicht gewesen sein, den unschuldigen Florian dadurch zugleich um sein Erbtheil zu bringen. Hätte sein Vater

brechen war es wieder an das Licht gekommen, dem es der Verstorbene für immer hatte entziehen wollen. Aloys hätte sich die Haare ausraufen mögen, daß er sich von Beck hatte überreden lassen, nicht, wie es ursprünglich sein Vorsatz gewesen, selbst mit seinem Vetter zu unterhandeln, sondern den Schreiber damit zu beauftragen. Dann hätte er, nicht jener das Testament gefunden, wie er ja gleich in seines Vaters Stube nach der Jagdtasche gelangt hatte. Er hätte es vernichten dürfen, denn des Vaters Wille und Gottes Fügung waren auf seiner Seite. Sie waren auf seiner Seite, wenn er den Hof behielt.

Er ward ruhiger und ruhiger; die Mahnungen seines Gewissens beschwichtigten sich; er war kein Erbschaftsräuber: das Recht war auf seiner Seite, wenn auch der Buchstabe des Gesetzes gegen ihn war. Recht mußte Recht bleiben, ein Zufall, wie er dem Schreiber günstig gewesen, konnte es nicht wieder umstürzen, und Veronika sah den Hochzeitsmorgen tagen, ohne daß das Verlöbniß rückgängig geworden wäre.

Dennoch lagerte auf der schmalen, knöchernen Stirn der Braut ein schweres Nachdenken und als Frau Ursula, die ihr das Haar schlichtete und zöpfte, mit leichter Brust äußerte: „Gott sei Dank, jetzt ist's

sicher?" fragte jene: „Was ist sicher? Was hab' ich davon, wenn der Aloys morgen oder übermorgen stirbt? Bin ich seine Erbin? Ist nicht der Florian da?"

„Jesus, Maria, was sind das für Gedanken an Deinem Hochzeitstag?" erschrack die Muhme. Die glückliche Braut versetzte jedoch ungeduldig und herb: „Red' nicht so dumm und rauf' mich nicht."

Aloys war in einer heitern Stimmung, wie man sie lange nicht an ihm bemerkt hatte. Er hatte in der Nacht von seinem Vater geträumt. Der Traum hatte in England begonnen, in jenem Wirthshause zu dem Grafschaftswappen von Worcester, wo Franzl gestorben war. Er hatte an ihrem Sarge gestanden, rathlos, verzweifelt. Da hatte ihm eine Stimme, die so lieb geklungen, wie die seiner Frau, geboten, mit dem kleinen Florian heimzukehren, und er hatte sich auf den Weg gemacht und war Tag und Nacht gewandert und war nicht müde geworden. In einem lieblichen Waldthal war ihm ein Wasser entgegen getänzelt; das war die Weissach, die gen Kreuth fließt, und sie hatte gesungen: Willkomm! Willkomm! Dann war ein Brausen, ein Heulen an sein Ohr geschlagen, das sein Herz beklommen gemacht und der Knabe auf seinem Arm war schwerer und schwerer geworden. Feurige

Augen hatten ihn überall aus dem Walddunkel angeglüht, wilde Bestien waren hervorgesprungen, Löwen, Bären, Wölfe, Tiger. Knurrend, heulend, brüllend hatten sie ihn umringt, die Zähne gefletscht, und er mit ihnen in der verzweiflungsvollen Ueberzeugung gerungen, daß er im nächsten Moment eine Beute dieses scheußlichen Gewühls von Thierleibern, wildfunkelnden Augen und gähnenden Rachen sein würde. Da war sein Vater gekommen, hatte den Bestien mit seinem Stecken auf die Köpfe geschlagen, und knurrend mit eingeklemmten Schwänzen waren sie in den Wald des Achenpasses zurückgeflohen oder hatten sich in den Abgrund zur Seite gestürzt. Und in demselben Augenblicke hatte er in der Stube seines Vaters gestanden, der auf dem mit Leder bezogenen Stuhle saß. Er hatte Aloys gewinkt, daß er ihm die Jagdtasche reiche, das Testament herausgenommen und darüber hingehaucht, und siehe: die Schriftzüge waren verschwunden. Es war nur noch ein weißes Stück Papier gewesen, und noch im Erwachen hatte Aloys die Stimme seines Vaters zu hören geglaubt, welche sagte: „Es hat mir keine Ruhe gelassen im Grabe, bis das gethan war; jetzt will ich schlafen.“

Bei dem Morgenimbiß strich er Florian einige Male über das Haar und hieß ihn, sich nur rechtzeitig fein sauber machen. Florian hob die Augen von seiner Schüssel nicht auf. Er war ungewöhnlich ernst. Auch ihm war das wunderliche Wesen des Vaters seit der jenbacher Fahrt aufgefallen und er hatte, von Eva darin bestärkt, die Hoffnung gehegt, daß aus der Heirath nichts werden würde. Nun war ihm das Herz um so schwerer. Er verschwand von Tisch.

Das Gefolge des Brautpaares versammelte sich. Auch Anton Kreucher, der Bruder Veronika's, fand sich ein. Der etwa zweiundzwanzigjährige Bursche hatte ein gedrücktes, schüchternes Wesen und er schaute seinen künftigen Schwager mißtrauisch an, als dieser ihm die Hand schüttelte und ihm versprach, daß er ihn zu sich nehmen wollte, sobald er seinen Dienst in Buchau verlassen könnte. Toni schwieg, seine Schwester aber sagte, es ginge unter keinen Umständen an, daß ihr Bruder Knecht in dem Hause wäre, dessen Herrin sie sei. Toni schlich sich stumm aus der Stube. Er suchte Florian auf, fand ihn aber nicht. Florian fehlte auch unter den Glückwünschenden nach der Trauung. Niemand hatte ihn in der Kirche gesehen.

Veronika, welche unter der mächtigen Brautkrone stattlich und steif im Kreise der Magnatenschaft von Achenkirchen stand, machte keine Bemerkung über seine Abwesenheit. Dem Vater fiel sie wie ein Eistropfen auf das Herz. Er beruhigte sich indessen damit, daß Florian sich wohl in dem Wirthshause einfinden würde, wo das Hochzeitsmahl gehalten werden sollte. Aber Florian kam auch dorthin nicht, und Toni mußte dessen Platz, damit er nicht leer blieb, zur Linken des Vaters einnehmen.

Statt Florian's begrüßte Jakob Beck den Hochzeitszug auf der Schwelle des Wirthshauses. Er war nicht formell eingeladen worden, aber er war gekommen, um Aloys fühlen zu lassen, daß er fortan sein Meister sei. Aloys fuhr bei seinem Anblick zurück, als wäre er auf eine Schlange getreten. Der Schreiber aber rief, sich innerlich an seiner Betroffenheit weidend, mit einem jovialen Tone: „Ihr seht, daß ich mein Wort halte, wie ich es Euch versprochen habe!“

Die junge Frau versicherte gefällig, daß seine Anwesenheit eine doppelte Ehre für sie sei. Sie hätten es absichtlich darauf ankommen lassen, ob er

sich ihres Hochzeitstages erinnern würde; jetzt sähe sie, daß er ein gutes Gedächtniß für seine Freunde habe.

„Ob ich ein gutes Gedächtniß habe!“ rieb er sich schmunzelnd die Hände. „So wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, ich vergeß' nie etwas, nichts Gutes und nichts Böses. Noch heut nach hundert Jahren würd' ich Euch beschreiben können, wie Ihr an Eurem Hochzeitstage ausgesehen habt: so schmuck, so stattlich und schlank.“

„O,“ machte Veronika, die Augen niederschlagend. Sie preßte die Hand ihres Mannes, daß er auch etwas sage. Aloys blieb jedoch stumm und zog sie an dem Schreiber vorüber die Treppe hinauf in die Stube, wo die Tafel bereit stand.

Das Erscheinen des Pfarrers gab das Zeichen zum Beginnen des Essens. Der ehrwürdige Herr brachte seinen besten Appetit mit und seine wulstigen Lippen glänzten in angenehmer Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Frau Ursula hatte den Küchenzettel entworfen und bei der Zubereitung der Speisen den Regentenstab geführt. Der Pfarrer fand daher seine Erwartungen nicht getäuscht, und ein Blick dankbarer Anerkennung lohnte seiner von der Hitze, Geschäftig-

keit und Freude feuerroth gleischenden Wirthin. Die Gäste thaten der Fülle guter Dinge ebenfalls alle Ehre an. Sie vergaßen bald den auffälligen Umstand, daß Florian fehlte, und den Platz des Erben des Marienhofs der Bruder Veronika's einnahm. Sie wurden bald laut und lustig. Nur Aloys blieb wortkarg und verdüstert. Verstimmte ihn die Abwesenheit seines Sohnes, so verursachte ihm der Schreiber, welcher seiner Frau gegenüber saß, ein Gefühl, als ob er unter einer Felswand stände, die jeden Augenblick auf ihn herabzustürzen drohe. Schrill schnitt durch seine Seele der Trinkspruch des Pfarrers auf das Wohl der Neuvermählten. Hatte er doch auch Veronika jetzt in seine unheilvolle Lage hineingezogen. Er trank mehr als er aß und es zuckte aus seinen Augen mancher Blitz auf den Schreiber, welcher gegen Veronika den Angenehmen spielte. Diese kümmerte sich um Aloys wenig, noch weniger um den Pfarrer. Sie besaß die Kunst, diejenigen fallen zu lassen, die ihr genützt hatten, was sie sollten. Um so aufmerksamer lieh sie dem Schreiber ihr Ohr, und die Dünste der Eitelkeit begannen ihm noch rascher zu Kopf zu steigen, als Aloys der Wein. Seine aufgedunsene Gestalt schien sich noch mehr zu blähen in dem köstlichen Be-

wußtsein seiner Unwiderstehlichkeit. Eifriger und verliebter machte er Veronika den Hof. Er brachte einen Trinkspruch aus, in welchem er die Braut als die Krone aller Mädchen pries. Seine Rede war mit derben Späßen und Anspielungen gespickt, die großes Lachen erregten. Aloys achtete nicht darauf. Veronika mußte ihm erst einen Wink geben, daß er mit dem Schreiber anstieße. Das that er denn mit solcher Kraft, daß beide Gläser zerbrachen und die rothe Fluth über das Tafeltuch sich ergoß. Veronika sprang mit einem Schrei auf, um ihr Kleid zu schützen. Der Schreiber lachte verlegen. Aloys sah ihn zornig an. Der Unfall verursachte manche Neckerei, aber auch manche Bemerkung, die in ihm eine üble Vorbedeutung sah. Aloys antwortete spitz und gereizt. Der Pfarrer goß Oel auf die Wogen, indem er scherzte: Es sei freilich ein schlimmes Anzeichen und bedeute, daß Staubach am folgenden Tage seine Rechnung um den Preis der beiden Gläser erhöht finden werde.

„Es bedeutet auch noch was andres!“ rief Beck.

„Was denn? Was denn?“ fragte man neugierig und Jener antwortete: „Daß es die beiden ersten Gläser sind von denen, die heut noch zerschlagen werden!“

Die Gäste brachen in ein lautes Gelächter aus, und der Pfarrer wünschte, daß nicht noch anderes als Gläser zerschlagen werden möchten.

Hackbrett, Fiedel und Klarinette riefen zum Tanz in der Schenkstube des Erdgeschosses. Veronika wollte Aloys von seinem Stuhle aufziehen. Er weigerte sich jedoch zu tanzen; er sei zu alt dazu und hätte es verlernt. Dabei blieb er, und Beck führte die junge Frau hinunter. Ihre Stirn war purpurroth und auf der Treppe sagte sie zu dem Schreiber: „Der Aloys wird sich noch den Tod an den Hals trinken, daß ihn der Schlag rührt, wie seinen Vater."

„Wenn's dazu käm', Ihr würdet den Wittwenschleier nicht lang tragen, das weiß ich," äußerte Beck mit einem verliebten Blick.

„Wer würd' mich denn wollen?" versetzte sie. „Es fällt ja alles an den Florian."

„Es ließe sich wohl Rath finden," tröstete er. „Der Aloys muß Euch was für seinen Tod verschreiben und Ihr könnt ihn ja auch in eine Lebensversicherung einkaufen."

Er erklärte, was es mit letzterer für eine Bewandtniß habe.

Sie entgegnete darauf nichts und der Tanz nahm seinen Anfang.

Während das junge Volk jauchzend und stampfend und Staub aufwirbelnd sich herumdrehte, rückten droben die älteren Männer, für welche der Tanz keinen Reiz mehr besaß, näher zusammen. Sie zündeten ihre Pfeifen an und Karten kamen zum Vorschein. Aloys hielt sich an den Wein und gerieth mehr und mehr in eine lärmende, streitsüchtige Lustigkeit. Der Pfarrer hatte wiederholt die aufzündenden Flammen zu besprechen und zu löschen. Veronika ließ sich nicht sehen. Sie tanzte viel, aber eine gute Tänzerin war sie nicht. Es fehlte ihr an Feuer, und ihre Bewegungen waren steif geziert. Der Schreiber wetteiferte im Schweiße seines Angesichts mit den jüngsten Burschen und erregte manchen Spott, der sich in Blicken, Worten und Versen, die in den Pausen von diesem oder jenem Burschen angestimmt wurden, kund that. Er war klug genug, nichts davon zu sehen und zu hören, und wenn man ihn auf die Liedlein aufmerksam machte, welche zu seinen Ehren erklangen, lachte er zuerst darüber. Er fand sich immer wieder zu Veronika. Im Gegensatz zu ihm drückte sich Toni oben und unten wie verloren umher und schaute aus

seinen sanften, grauen Augen melancholisch auf das fröhliche, überlustige Gewühl. Er konnte in Gegenwart der Schwester, die ihn wohl häufig ihre harte Hand, doch nie ihre Liebe hatte fühlen lassen, nicht froh werden und er entfernte sich auch bald. Mit einem gedrückten Herzen wanderte er durch die Nacht nach Buchau zurück. Nicht nur die eigne Verlassenheit lag auf ihm, sondern auch die Ahnung, daß aus der Verbindung Staudachs mit seiner Schwester nichts Gutes entstehen könnte. Außer Ursula, die dann und wann ein Wort mit ihm gesprochen, vermißte ihn Niemand.

Mitten im Kranzelabtanzen und unter den Liedlein, mit denen die verheiratheten Frauen das Lob der Ehe sangen und die Mädchen ihre Freiheit priesen, entstand droben ein wildes Stampfen und Poltern. Der Reigen löste sich; Veronika eilte hinauf und brach sich Bahn durch den Knäuel, welcher sich um Aloys gebildet hatte. Er hatte Händel angefangen und wollte sich ebenso wenig beschwichtigen lassen, wie sein Gegner. Beide hatten ihre Joppen abgeworfen und schrieen gegen einander und rangen mit den Männern, die sie auseinander halten wollten, und die Friedensstifter schrieen noch lauter und zorniger

als sie. Veronika faßte ihren Mann an dem Handgelenk und sagte mit harter Stimme:

„Der Tanz ist aus und wir gehen jetzt heim!"

Das Wort wurde von den Verständigeren aufgegriffen. Man rief nach der Musik, nach Lichtern, um das Brautpaar in seine Wohnung zu begleiten. Aloys riß sich los; aber Veronika sah ihn mit ihren grauen Augen fest an und sagte:

„Jetzt ist's gut, daß Du mir gleich am Hochzeitstag den Fuß auf den Nacken setz'st vor all' den Leuten. Das wird schön werden. Ja, ja, die Madlen hatten vorhin recht, wenn sie sagen:

Die Männer zahlen sauren Wein,
Die Buben aber süßen."

Aloys wandte sich ab und suchte seine Joppe. Beck, welcher sich während der Scene weislich im Hintergrunde gehalten, machte sich an den Pfarrer. Es schien ihm nicht gerathen, für diese Nacht die Gastfreundschaft Staudach's in Anspruch zu nehmen. Der gutmüthige geistliche Herr bewilligte ihm gern ein Bett in der Pfarre und dorthin gingen Beide, während der Hochzeitsschwarm, die spielenden Musikanten an der Spitze, mit Laternen und Kienfackeln, singend, jodelnd, schreiend, durch die sternklare Winter-

nacht nach Aloys' Hof zog. Aloys und Veronika gingen Hand in Hand, aber sie sprachen kein Wort mit einander. Vor der Wohnung des Hochzeiters wurde noch mancher Spaß und Scherz getrieben; dann kehrte das junge Volk in das Wirthshaus zurück, um den Tanz fortzusetzen, und als Aloys am folgenden Tage mit dem Wirthe die Rechnung ausglich, da zeigte sich, daß des Pfarrers Wunsch unerfüllt geblieben. Es waren nicht blos Gläser zerschlagen worden, und der Bader in Achenkirchen hatte manches Pflaster schmieren müssen.

Die kalte Nachtluft hatte Aloys ernüchtert. Sein erstes Wort zu Hause galt seinem Sohne. Florian war nicht daheim, und das Gesinde wußte keine weitere Auskunft zu geben, als daß er am Morgen in seinen gewöhnlichen Kleidern fortgegangen war.

„Er wird schon wiederkommen!" meinte Veronika kühl. „Jetzt siehst, was herauskommt, daß Du dem Buben immer den Willen gelassen hast. Er hat Dich und mich durch sein Fortbleiben vor den Leuten schimpfirt."

Aloys hatte unterdessen wieder seinen Mantel angezogen und griff nach seinem Hute.

„Was, Du willst fort?“ rief sie mit weit sich öffnenden Augen.

„Ich hab' keine Ruh',“ entgegnete er, „bis ich weiß, was aus dem Buben geworden ist.“

„Du kannst ja einen Knecht schicken, wenn Du weißt, wo Du's erfahren kannst,“ antwortete sie. „Bedenk's doch.“

„Nein, die müssen ausschlafen,“ meinte er, „und ich hab' keine Ruh.“

„Und mich willst allein lassen, wegen des Buben?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme, indem sie ihm näher trat.

„Ich bin bald wieder hier,“ verhieß er, nach der Thürklinke greifend.

„Aloys!“ rief sie und das Blut drang ihr gewaltsam in die Stirn.

Aber er war schon draußen, und rasch verfolgte er den Weg nach Mayr's Wohnung, wo er über das Verbleiben seines Sohnes Auskunft zu erhalten hoffte. In der Sorge um ihn verflogen die letzten Dünste seines Rausches.

Veronika trat langsam an den Tisch, auf welchem eine geschnäbelte Lampe qualmte, und begann die silbernen Ketten ihres Mieders zu lösen. Tiefer wurde

die Falte, die zwischen ihren zusammenfließenden Brauen stand. Mechanisch nur nestelte ihre Linke noch eine Weile an den Ketten, während sie sich mit der Rechten auf die Tischkante stützte und mit fest zusammengekniffenen Lippen in die dunkelrothe Flamme der Lampe starrte. Im Wiederschein derselben erschienen ihre grauen Augen wie blutig. So hatte sie sich also doch nicht getäuscht: die Abwesenheit Florian's hatte ihrem Manne die Hochzeitslaune verdorben und so fest hing sein Herz an dem verhaßten Buben, daß er sie in der Hochzeitsnacht allein ließ. Verletzte Eitelkeit, Haß und Habsucht entzündeten in ihrer Brust eine Flamme, die ebenso unheimlich dunkelroth und dampfig brannte, wie der Docht der Oellampe.

Aloys fand die Thüre des Jägerhauses verschlossen. Er pochte laut an dem Fensterladen daneben; es dauerte aber lange, bis es sich drinnen regte. Erst bellte ein Hund und dann fragte eine Stimme schlaftrunken, wer da sei? Es war Florian's Stimme und Aloys rief aufbrausend:

„O, Du sacrischer Bub', hier steckst und machst Deinem Vater Angst, daß er nach Dir in nachtschlafender Zeit suchen muß? Gleich kommst nach Hauſ'!"

„Ich komme schon, Vater,“ erklang jetzt Florians Stimme unmittelbar hinter dem Fensterladen. „Aber erst mußt mir versprechen, daß Du mich nicht schlägst, sonst komm' ich nimmer.“

Diese Forderung war wenig geeignet, den Zorn des Vaters herabzumindern. Florian sollte sich ohne Bedingungen ergeben, oder er bräche die Thüre ein und holte ihn bei den Haaren heraus. Florian ward jedoch durch diese Drohung nicht eingeschüchtert und parlamentirte weiter. Der Vater sollte wenigstens vorausgehen und die Abrechnung bis auf morgen verschieben; dann wollte er nachkommen. Er wäre so wie so am nächsten Morgen wieder nach Hause gekommen.

„So,“ grollte Aloys, „ich soll Dir wohl noch Zucker dafür geben, daß Du mir an meinem Ehrentag den Tort vor der ganzen Dorfschaft angethan hast?“

Florian schwur hoch und theuer, daß er ihm keinen Tort habe anthun wollen.

„Und wo hast denn gesteckt?“ fragte der Vater.

Er war mit dem alten Mayr gegen die Rabenspitz zu gewesen und erst in der Dunkelheit zurückgekommen.

„Und einen Hirschen hat er geschossen, just in's Blatt. Es war ein Kernschuß von dem Buben!" So ließ sich jetzt die tiefe Stimme Mayr's vernehmen, der inzwischen aufgewacht war.

„Bei Gott," wandte nun Aloys das Wort an den Jäger, „ich dank's Dir nicht, daß Du mir den Buben verführt hast. Du solltest Dich was schämen, daß Du den Sohn gegen den Vater steifst."

„Dazu hab' ich kein' Ursach'," gab Mayr aus seinem Bette zurück. „Ich hab' mein Lebtag nichts gethan, weshalb ich mich zu schämen braucht', wie gewisse Leute. Ich hab' den Florian nicht mitnehmen wollen; laß er's selbst sagen. Aber da hat er gesagt: es ist ganz gleich, ob Du mich mitnimmst oder nicht, auf die Hochzeit geh' ich nicht. Meine Mutter ist im Himmel und eine andere giebt's für mich nicht. Da hab' ich ihn mitgenommen und hab' ihm in's Gewissen geredt, daß er seines Vaters Frau ehren müßt', um seines Vaters willen."

Aloys schwieg; die Worte des Alten waren ihm durch das Herz gegangen. Gleich darauf öffnete sich leise die Hausthüre und Florian, welcher angekleidet unter dem Mantel des alten Mayr auf der Ofenbank geschlafen hatte, trat auf die Schwelle. Einen Augen=

blick stand er mißtrauisch zögernd; dann sprang er auf den Vater zu, der sich abgewendet hatte und griff mit beiden Händen nach seiner Rechten.

„Vater, Vater!“ bat er und schaute ihm in die Augen, „jetzt schlag’ mich, wenn Du willst. Ich weiß noch alles, was Du mir von meiner Mutter erzählt hast und ich kann keine Andere lieb haben wie sie.“

Es waren die Augen und Züge der Verlornen, welche Aloys aus denen Florian’s anschauten und das Herz zitterte ihm in der Brust. Mit einem Seufzer blickte er zu den Sternen auf, die über den verschneiten Bergen glitzerten.

„Du sollst auch nimmer vergessen, was ich Dir von ihr erzählt hab’,“ murmelte er, indem Beide weiter gingen. „So gut wie sie war, giebt’s Keine mehr auf der weiten Welt!“ — Nach einer Weile setzte er hinzu: „Aber Du bist jetzt alt genug und kannst verstehen, daß ich eine so große Wirthschaft, wie die meinige, nicht ohne Frau führen kann. Der alte Mayr hat Recht: Du mußt Deine Stiefmutter in Ehren halten, denn damit hältst Du mich in Ehren.“

„Ja, Vater, ich will’s ja gern thun,“ versprach Florian. „Aber lieb haben kann ich sie nicht. Ich

kann ja nichts dafür, daß ich kein Herz zu ihr hab', und sie hat auch keins zu mir."

„Sie wird Dich schon lieb haben um meinetwillen," beschwichtigte ihn Aloys, denn er hoffte es.

„Sie hat Dich nicht lieb!" schwebte es auf Florians Lippen; aber er hielt die Aeußerung zurück. Sein Vater hatte etwas so Trauriges in der Stimme, daß es ihm weh that. Es war die unbestechliche Logik des Kinderherzens, welche ihm offenbarte, daß diejenige, von der er sich nicht geliebt fühlte, auch seinen Vater nicht lieben könnte. Schweigend gingen sie weiter. Durch die Stille der Nacht drang aus dem Wirthshause dumpfes Geräusch, untermischt mit einzelnen Klängen der Tanzmusik, zu ihnen herüber. Es war schwerlich je eine solche Hochzeit in dem Achenthale gefeiert worden.

Achtes Capitel.

Die Jesuiten halten eine Mission ab.

Veronika war in ihrem Benehmen das Muster einer reichen Bäuerin. In ihrem Bewußtsein nahm sie ja jetzt auch nur die Stellung ein, die ihr eigentlich gebührte, und demgemäß zeigte sie in ihrem Verhalten zu Hause wie in dem Verkehr mit den Dorfgenossen eine Ruhe und Sicherheit, wie sie der Emporkömmling nur schwer sich erwirbt. Die Erwähnungen ihrer Geburt verschwanden von ihren Lippen, auch erzählte sie nicht mehr von dem glänzenden Leben in ihres Vaters Mühle. Es hatte seine Dienste gethan, und hatten ihr die Leute stets das Lob gespendet, daß sie eine tüchtige Wirthin war, so zollten sie ihr jetzt die Anerkennung, daß sie den großen Hof stattlich und würdig vertrete und in

jedem Stücke wüßte, was Art sei. Darin stimmte auch Aloys ein; aber glücklich fühlte er sich nicht. Freilich hatte er den Ehebund aus keiner Herzensneigung geschlossen, aber da Veronika nun seine Frau war, hätte er sie hingebender gewünscht, zumal ihr Benehmen während des Brautstandes den Glauben in ihm erregt hatte, daß bei ihrer Wahl das Herz ein wenig mitgewirkt habe. Gemüthlos wie sie war, hatte sie auch kein Verständniß für die gemüthlichen Bedürfnisse Anderer. Indessen hütete sie sich, ihm die völlige Gleichgültigkeit zu verrathen, welche sie für ihn empfand, wenn sie auch ein zärtliches Wesen nicht mehr für geboten erachtete, nachdem der Priester ihre Ketten gesegnet hatte. Was wurde aus ihr, wenn Aloys plötzlich starb, oder ihre Ehe mit ihm kinderlos blieb? Unbekannt mit dem eigentlichen Grunde von ihres Mannes wunderlichem Wesen vor der Hochzeit, und von der Furcht beherrscht, ihn vielleicht noch in der letzten Stunde das Verlöbniß rückgängig machen zu sehen, hatte sie jene für sie so wichtigen Fragen gar nicht anregen mögen. Sie wollte nach dem Tode ihres Mannes nicht kümmerlich abgefunden werden, und bei dem Haß, welchen sie gegen Florian hegte, war ihr die Vorstellung un-

erträglich, den schönen Hof dann an diesen fallen zu sehen. Es war ihr mißlungen, das Vertrauen des Buben zu gewinnen und in seiner Brust Mißtrauen gegen den Vater zu säen; sie war mit dem Versuch gescheitert, Florian aus dem Hause zu schaffen, indem sie ihm von dem Vater die Erlaubniß auszuwirken getrachtet, ein Jäger werden zu dürfen, und Aloys' Entfernung in der Hochzeitsnacht, um seinen Buben zu suchen, hatte sie vollends überzeugt, wie schwer es halten würde, einen Keil zwischen die Herzen Beider zu treiben. Aber sie war entschlossen, ihr Ziel zu erreichen, mochten sich ihr auch noch so viele Hindernisse entgegenstellen, und der Haß gegen Florian tödtete jede Rücksichtnahme, selbst wenn ihre Habsucht eine solche gestattet hätte. Sie besaß die Geduld der Energie, und Florian schmiedete ihr ahnungslos selber Waffen gegen sich.

Er hatte die beste Absicht, sein dem Vater gegebenes Versprechen zu erfüllen. Aber er war weder ein Orpheus noch ein Pygmalion, und der Stein in der Brust seiner Stiefmutter blieb ein Stein. Am Tage nach der Hochzeit reichte er Veronika die Hand und sagte treuherzig: „Sei gut mit mir, Mutter; ich

will's auch sein!" Sie wies ihn jedoch mit dem Bemerken kurz ab, daß sie schon wüßte, was sie von solchen dummen Redensarten zu halten hätte, und der von seinem Vater verwöhnte Bube konnte nicht schmeicheln und gute Worte geben. Sie wollte keine Ausgleichung und sie verstand es, ihn zu allen möglichen Unarten gegen sich zu reizen, indem sie für ihn bei jeder Gelegenheit gute Lehren zur Hand hatte, und ihm, gewöhnlich bei dem Mittagessen, in Gegenwart des Vaters und des Gesindes lange Strafpredigten hielt. Sie wallte dabei nie auf, ward nicht heftig, und während sie Florian dadurch auf's Höchste erbitterte, konnte ihr Aloys nicht Unrecht geben. Es war alles, was sie vorbrachte, so wahr, so vernünftig, und sie wollte ja nichts weiter, als ihre Pflicht an dem Sohne ihres Mannes erfüllen. „Ich hab' Dir gelobt," sagte sie zu Aloys, „ihm eine gute Mutter sein zu wollen, und kann ich ihn auch nicht zwingen, daß er mich lieb hat, so soll er doch mit meinem Wissen und Willen kein schlechter Mensch werden. Der Bub' selbst wird mir's noch 'mal danken, daß ich ihn bei Zeiten gewiesen, wohin sein Weg führt."

Inzwischen hatten die Fasten ihren Anfang genommen, und eines Vormittags herrschte vor der

Kirche von Achenkirchen ein großes Gewühl. Wo die Dorfgasse auf den Platz mündete, stand eine Ehrenpforte, das Portal der Kirche war mit Tannengewinden geschmückt und Buden waren aufgeschlagen, in welchen Rosenkränze, Heiligenbilder, Cruzifixe, Kerzen, Traktätlein u. s. w. feilgeboten wurden. Die Leute waren sonntäglich geputzt, allein ihre Mienen zeigten keine heiter festliche Stimmung. Es prägte sich vielmehr eine beklommene Spannung in den Gesichtern aus, besonders in denen der älteren Männer, und auch dem Pfarrer, welcher sich im vollen Ornat mit Kantor und Chorknaben an der Spitze seiner Gemeinde befand, schien es nicht leicht um das Herz zu sein. Er netzte sich wiederholt die wulstigen Lippen mit der Zunge; zeitweilig stand er in sich versunken und bewegte den Mund, als ob er spräche. Dann richtete er sich wieder auf und suchte auch in seinen Mienen die Würde seines Standes darzustellen. Meister Griffl, der mit seinen Sängern etwas zurückstand, verrieth ebenfalls eine große Aufregung, jedoch keine Bangigkeit. Er hatte eifrig für die Ausschmückung der Kirche und die Errichtung der Ehrenpforte gewirkt, und von seiner kunstgeübten Hand

rührte auch das große „Heil" her, welches, von Tannen und rothen Bändern umflochten, in der Spitze des Triumphbogens schwebte. Er verbrauchte viel Schnupftabak, und blickte gespannt bald die Dorfgasse, bald zum Kirchthurm hinauf, von dessen Spitze eine Fahne wehte. Es war aber nicht der Bischof auf seiner Rundreise, welcher erwartet wurde, sondern Gäste jeder Art sollten durch den Triumphbogen ihren Einzug halten, von denen Franz Borgia gesagt hat: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe haben wir regiert, wie Hunde wird man uns vertreiben, wie Adler werden wir uns verjüngen."

Diese Prophezeiung, der nur der unausbleibliche Schluß fehlt: „und wie Schlangen wird man uns endlich die Köpfe zertreten," war durch Metternichs Politik für den österreichischen Staat eine Wahrheit geworden. Seitdem die Jesuiten dort wieder ihren Einzug gehalten, hatten sie weniger als Adler, denn als Raben und Geier auf den Felszinnen Tirols eifrig ihre Nester und Horste zu bauen begonnen. Denn eine stärkere Veste, als dieses Alpenland mit seiner frommen Bevölkerung in den schmalen, tief eingeschnittenen und von dem Weltverkehr entfernten Thälern, konnten die Jünger Loyola's schwerlich

finden. Allein, wie gottesfürchtig auch die Tiroler sind, von den Jesuiten hatten sie dennoch nichts wissen wollen und mit der den Gebirgsbewohnern eigenen Zähigkeit gegen die Zulassung der frommen Väter viel länger sich gesträubt, als dies in den übrigen Reichslanden der Fall gewesen war. Nur die von den Agenten des Ordens verbreitete Furcht, als Ketzer verklagt und mit den Kirchenbanne belegt zu werden, hatte sie schließlich bewogen, die an den Kaiser gerichteten Petitionen um Wiedereinführung des Jesuitenordens zu unterzeichnen. So hatten denn die frommen Väter in Innsbruck festen Fuß gefaßt, Schulen und Convicte errichtet und von dort aus ihre segensreiche Wirksamkeit in den Gebirgsthälern weiter und weiter ausgebreitet. Jetzt sollte auch das Achenthal durch eine sogenannte Mission zu dem wahren Glauben von ihnen erweckt werden.

Das Gefühl, mit dem die Gemeinde die Ankündigung der Mission durch den Pfarrer aufgenommen hatte, war für den erwarteten Besuch nicht eben schmeichelhaft. In manchen Gesichtern war deutlich der Entschluß eines passiven Widerstandes zu lesen. Aloys war nicht auf dem Platze zu sehen, aber Veronika hatte sich eingefunden und hielt sich in der

Nähe des Pfarrers, so daß sie von den Gästen bemerkt werden mußte. Diese verkündend, krachte endlich vom See her ein Böllerschuß und nun begannen die Glocken zu läuten. „Sie kommen! sie kommen!“ rauschte und wogte es durch die Menge.

Die frommen Männer langten in zwei Kutschen an. Stumm und starr, baarhäuptig standen die Menschen, als die heiligen Streiter vor der Kirchenpforte aus den altmodischen Wagen stiegen, nur die schwingenden Glocken verkündeten fort und for das große Ereigniß. Der Pfarrer hatte sich einen salbungsvollen Gruß einstudirt und ihn im Geiste fleißig wiederholt. Allein die Gegenwart der Gewaltigen raubte ihm die Besinnung, und während Meister Griffl sich fortwährend verbeugte, als wollte er mit seiner weit vorragenden Nasenspitze die Erde berühren, stotterte und stammelte er kaum Vernehmliches, und es zitterte seine Hand, als er ihnen seine Stola überreichte, zum Zeichen, daß er ihnen für die Dauer der Mission seine sämmtlichen Rechte als Pfarrer abtrete. In demüthiger Haltung führte er sie dann unter sein bescheidenes Dach, wo Frau Ursula für einen reichlichen und schmackhaften Imbiß gesorgt hatte.

Diese gute Seele kam noch an demselben Abend zu Staudachs, um ihrer Muhme voll Verwunderung zu erzählen, daß man den frommen Vätern doch wohl Unrecht thäte, denn sie hätten sich ihre Kost mit dem größten Appetit wie gewöhnliche Sterbliche schmecken lassen. Wie würde sie sich erst gewundert haben, wenn sie gewußt hätte, was dieselben schon alles ohne die geringste Magenbeschwerde aufgegessen hatten. Manches davon ward zur selbigen Zeit in dem Herrenstübl des Wirthshauses geflüstert und geraunt. Den Pfarrer erwartete man dort vergebens. Der Schulmeister aber war da und posaunte das Lob der schwarzröckigen Gäste, die er mit den vier Evangelisten verglich.

Am meisten war man über die Zahl derjenigen erstaunt, die sich des Seelenheils der Achenthaler annehmen wollten. Der einzige Pastor hatte bisher genügt, die Heerde zu weiden, und nun waren vier Hirten auf einmal in den beiden Kutschen dahergekommen. Den Schluß, daß es mit ihrem Seelenheil spottschlecht stehen müßte, zogen die Leute daraus nicht, obgleich er so nahe lag. Als aber nächsten Tages die frommen Väter ihre Arbeit im Weinberge des Herrn begannen, da stellte sich bald heraus, daß

ihrer fast noch zu wenig waren. Es war ein Wunder, daß ihre Kräfte ausreichten. Denn sie hielten täglich drei bis vier Predigten, hörten in eigens für sie aufgeschlagenen Stühlen fortwährend Beichte, segneten Rosenkränze, Heiligenbilder, Kreuze und Medaillen, und fanden noch Zeit, von Haus zu Haus, nicht nur bei den Bauern, sondern auch bei den Kindern, Dienstboten und Tagelöhnern Geld zur Bekehrung der Heiden in Asien, Afrika und Amerika zu sammeln.

Auch auf dem Marienhofe wurde zu dem Zwecke gesammelt und Veronika gab im Gegensatz zu ihrer gewöhnlichen Sparsamkeit reichlich. Demüthig küßte sie den Rockzipfel des Sammlers und bedauerte, daß sie kein Mann wäre, sonst würde sie gleich ein Missionär werden. Sie könnte sich nichts Gott Wohlgefälligeres vorstellen, als den wilden Heiden den wahren Glauben zu predigen.

Der fromme Mann, Pater Gury wurde er genannt, lobte höchlich eine solche Gesinnung und ermahnte Florian, sich dieselbe zum Muster zu nehmen. Er näherte sich ihm dabei in der Absicht, ihm die blühenden Wangen zu streicheln. Florian wich aber fast entsetzt zurück. Pater Gury war keine angenehme Erscheinung. Wie seine drei Mitbrüder war auch er

von großem, kräftig angelegtem Wuchse; aber seine Gestalt hatte etwas Vertrocknetes und Eckiges, und die ungewöhnlich langen Arme hingen ihm schlaff am Leibe herunter. Sein Gesicht erschien wie aus einer Alraunwurzel geschnitten und hatte fast deren Farbe. Er trug eine Brille, über die er aus grünen Augen hinwegschaute. Auf der Kanzel legte er jedoch die Gläser weg, und dann glitzerten seine Augen wie die einer Katze. Seine Stirn stieg über die vorgewölbten Augenknochen breit und viereckig wie in das Unendliche empor, denn sein lang gebauter Schädel war kahl.

Pater Gury nahm es nicht übel, daß sich Florian von ihm nicht streicheln lassen wollte. Ueber die Brille weg auf Aloys schauend, an dessen Seite der Bube getreten war, sagte er: „Das wird einmal ein ganzer Mann werden; es ist nichts Weiches an ihm. Das lob' ich mir. Ihr habt gewiß große Freude an ihm?"

Aloys, welcher dem Pater keine weitere Ehrfurcht erwiesen, als daß er in seiner Gegenwart die Pelzmütze abgenommen hatte, antwortete: „O ja, alleweil schon!"

Seine Frau seufzte leise, indem sie die Augen zu der gebräunten Balkendecke emporrichtete.

So leise der Seufzer war, der Pater hatte ihn vernommen, und sich an Veronika wendend, fragte er, ob sie noch mehr Kinder habe?

„Ich hab' gar keine Kinder," versetzte sie. „Der Florian ist bloß mein Stiefsohn."

Pater Gury erwiderte nichts; er that noch diese und jene Frage, dankte Veronika noch einmal für ihren Beitrag zur Heidenbekehrung und ertheilte Allen seinen Segen

Auch Veronika meinte, nachdem er gegangen war, daß man den Jesuiten gewiß Unrecht thäte. Der Pater Gury sei wenigstens ein recht gemeiner Mann, und wie er predigte, das sei gar nicht zu sagen!

Die Kirche war Tag für Tag gedrängt voll. Nicht nur aus dem Achen-, Ober- und Unterauthale und den Dörfern Buchau, Maurach und Eben, sondern auch aus den Thälern im Westen des Sees, aus dem Falzthurner-, dem Blezacher- und selbst dem Hinterriß-Thale strömte man herbei. Hatte doch der Pfarrer, als er pflichtschuldigst die bevorstehende Mission von der Kanzel angezeigt und zur Theil-

nahme daran ermuntert, verkündet, daß Jeder vollkommen Ablaß erhalte, wer drei Predigten höre und beichte. Wie hätte man eine so günstige Gelegenheit, seiner Sünden ledig zu werden, ungenützt vorübergehen lassen sollen? Die Neugierde that das übrige. Allein die ehrwürdigen Väter waren auch die Männer dazu, die Leute festzuhalten. Ja, die verstanden das Predigen; die griffen ihnen in's Mark, daß es schütterte und fror! Wo blieb da der Pfarrer von Achenkirchen? Manche Seele, besonders weibliche, faßte ein echt christliches Mitleid mit dem armen Manne. Hörten sie es nicht aus dem Munde der frommen Väter, daß diese Weltgeistlichen, welche an den Kindtauf- und Hochzeitsschmäusen ihrer Pfarreingesessenen theilnahmen und auf den Schießplätzen in hohen Stiefeln sich zeigten, nicht den rechten Glauben, nicht die rechte Heiligung hätten? Diese Eigenschaften besäßen nur diejenigen Geistlichen, welche dem Herrn in der Kutte dienten, wie seinem Kaiser der Soldat in der Uniform. Und der Pfarrer von Achenkirchen selbst schien ihnen beizupflichten durch seine demüthige Haltung in der Kirche und in der Pfarre, wo sie täglich von seinem Brode aßen, von seinem Wein tranken, an seinem Feuer sich

wärmten und in seinen Betten schliefen, ohne ihm einen andern Dank zu gönnen, als die Ehre, daß er sie, die so hoch über ihm standen, bedienen durfte. Der arme Mann wagte es nicht, sich in Gegenwart seiner Gäste rechtschaffen satt zu essen, geschweige sich satt zu trinken, und er wäre im Fleische verfallen, wie er es im Gemüthe war, wenn ihm Frau Ursula nicht heimlich einen Bissen und einen Trunk in seine Schlafkammer unter das Bett gestellt hätte zur nächtlich verstohlenen Labung.

Der Segen Gottes ruhte denn auch sichtlich auf der Arbeit der frommen Väter aus dem Orden des Erlösers. Sie waren aber auch gar geschickte Männer, mit dröhnenden Stimmen, wie sie sein müssen, wenn der Bauer vor ihnen Respekt haben soll. Die Krone gebührte jedoch dem Pater Gury, obgleich seine Stimme mehr schneidend als markig war. Das war ein Juwel auf der Kanzel und im Beichtstuhl, eine Perle von einem Manne Gottes, eine Sichel der Sünden und eine Feuergabel des Unkrauts für die ewige Gluth. Er trat gewöhnlich erst auf, nachdem seine Genossen gleichsam die grobe Arbeit verrichtet und die Gemüther auf ihn vorbereitet hatten, wie in einem Conzert der Hauptsänger sich erst hören

läßt, nachdem geringere Kunstleistungen vorausgegangen sind. Er überragte aber auch seine Confratres an Geist, d. h. an blendenden und verblüffenden Sophismen, an bilderreicher, lodernder Sprache, wie das Ballet einer Hofbühne die Clowntragödie in einer Scheune.

Wie er, verstand es Keiner, in den Gemüthern herumzustören, und es gab nichts, keinen Zustand, keinen Gedanken, kein Verhältniß, was er und seine Collegen nicht mit der Blendlaterne ihrer Moraltheologie gründlich beleuchtet hätten. Außer den mancherlei Predigten an die gesammte Gemeinde, hielten sie besondere Predigten für jedes Geschlecht und Alter, für die Männer allein, für die Weiber, die Mädchen, die Jünglinge. Diese Predigten wurden von Feierlichkeiten unterbrochen, welche darauf berechnet waren, die Sinne zu erregen, wie die Abbitte vor dem Allerheiligsten, die Erneuerung des Taufgelübdes, die Versöhnung und schließlich die Aufrichtung des Missionskreuzes. Was aber auf der Kanzel nicht füglich berührt werden konnte, das wurde im Beichtstuhle entschleiert, aufgewühlt, durchforscht. Es waren die Wege der Reinigung und Erleuchtung, wie die beiden Abtheilungen der Mission genannt

werden, welche die frommen Väter die Gemeinde führten. Nur durch die Reinigung von der Sünde gelangt man zur Erleuchtung. Es ist daher vor allem nothwendig, daß der Mensch seine Sündhaftigkeit erkenne. Die Gemüther zu dieser Erkenntniß zu bringen, dafür traten denn auch die ehrwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu mit Aufbietung ihrer feurigsten Beredsamkeit ein, indem sie den Reuigen in der Beichte das Gnaden- und Rettungsmittel der allerbarmenden Kirche wiesen, um die Sünde von sich abzuthun, gleichwie man ein unsauberes Gewand durch die Wäsche reinigt. Welches Gemüth wäre stark genug gewesen, um den von glühendem Pech und Schwefel träufelnden Predigten über die Sünde als größtes schrecklichstes Uebel, über deren Natur und Gattung und Folgen, über Reue, Tod und Hölle Widerstand zu leisten? Selbst die keuschesten, unschuldigsten Herzen entsetzten sich ob ihrer Sündhaftigkeit und stürzten, von den Qualen der Reue zerrissen, als Selbstankläger zu den Beichtstühlen.

In den Häusern riß eine heillose Unordnung ein. Kaum wurde noch ordentlich zu den Mahlzeiten gekocht; man überließ dem lieben Gott die Sorge für die Wirthschaft und die Kinder. Mochte das

Leibliche Schaden leiden, wenn nur das Seelenheil gewahrt wurde. Bauer und Bäuerin sammt den erwachsenen Söhnen und Töchtern, Knecht und Magd saßen in der Kirche oder knieten bei den Beichtstühlen. Es gohr in allen Gemüthern und mit jedem Tage trüber.

Frau Veronika Staudach fehlte in keiner Predigt und beichtete sehr häufig. Sie schlug in der Kirche heftig an ihre Brust und ächzte laut: „Ach, heilige Mutter Gottes, hab' doch Mitleid mit meinen großen Sünden!" Und große Sünden mußten es sein, welche sie zu bekennen hatte; denn so lange wie sie kniete Keine an dem Beichtstuhle des Pater Gury, den sie seit seinem Besuche auf dem Marienhofe zu ihrem geistigen Direktor erwählt hatte. Auch besuchte sie ihn Abends in der Pfarre und hatte lange fromme Gespräche mit ihm, zum Erstaunen der Muhme, die sich in ihr verwandeltes Wesen nicht zu finden vermochte. Ihre große Zerknirschung erregte den Neid der Weiber, die es ihr nicht gleich zu thun im Stande waren und sich keiner Auszeichnung in ihrer Sündhaftigkeit zu erfreuen hatten, wie ihr solche von dem Pater Gury zu Theil wurde. Was sie sich Schweres vorzuwerfen haben mochte, blieb, auch für Aloys, ein

Geheimniß des Beichtstuhls. In der katholischen Kirche steht der Priester zwischen den Ehegatten und er empfängt ein Vertrauen, welches sie für einander haben sollten. Auf diese Weise bleibt stets ein Fremdes zwischen ihnen, welches ihre Seelen hindert, völlig in einander zu verwachsen. Durch die Ehelosigkeit machte die Kirche die Priester zu ihren willenlosen Werkzeugen; durch die Ohrenbeichte ward sie die absolute Beherrscherin der ganzen katholischen Welt.

Veronika begnügte sich jedoch nicht mit der eigenen Zerknirschung, sondern sie suchte auch Aloys, der sich ihre exaltirte Frömmigkeit mit ihrem früher so nüchternen und verständigen Wesen nicht zusammenreimen konnte, zur Buße zu bekehren und daß er gleichfalls bei dem Pater Gury zur Beichte ginge. Manche Frau ist schon durch die Kirche zur obersten Herrschaft im Hause gelangt, und die frommen Väter gaben in ihren besonderen Predigten für die Weiber höchst praktische Winke, wie diese ihren Männern zur höhern Ehre Gottes die Zügel anlegen könnten. Veronika war keineswegs herrschsüchtig, und sie kannte auch ihren Mann zu gut, um nicht zu wissen, daß er sich nie unter ihren Pantoffel beugen würde, hatte

sich doch seine Mannheit selbst seiner Franzl gegenüber behauptet, trotz aller Liebe und trotz ihrer Jugend, Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit. Es kam Veronika vor allen Dingen darauf an, den Pater Gurth sich zu verbinden. Aloys besuchte zwar wie alle Anderen die Missionspredigten, aber er gehörte zu den Wenigen, die kein Bedürfniß nach der Sündenvergebung durch die Jesuiten verspürten. Bei dem Ansehen, welches er kraft seines Wohlstandes im Dorfe genoß, legte Pater Gurth daher ein großes Gewicht darauf, ihn unter seinen Beichtkindern zu sehen. Die Andern folgten dann wohl leicht seinem Beispiele nach, und die breite Krempe des Jesuitenhutes warf ihren Schatten, den Schatten der allein wahren Kirche, über das ganze Thal.

Aloys wollte aber von den Jesuiten nichts wissen. Sie kennten die Menschen nicht, denen sie predigten, schüttelten morgen den Staub von ihren Füßen und könnten daher an dem Wohl und Weh der Gemeinde keinen rechten Antheil nehmen, wie es der Pfarrer thäte. Er hätte ihnen keine Sünden zu beichten und meinte, das Geld, welches sie zur Heidenbekehrung sammelten, würde besser für die Gemeindearmen ver-

wendet. Veronika, welche sich die salbungsvolle Redeweise der Missionäre mit einer wunderbaren Schnelligkeit zu eigen gemacht hatte, richtete nichts aus.

Die Predigten der eifernden Väter von der Gesellschaft Jesu pochten auch wohl an seine Brust, und es konnte nicht fehlen, daß sie auf's Neue die Kämpfe in ihm aufstörten, welche die Entdeckung von dem Vorhandensein des Testaments erregt hatte. Aber diese Kämpfe dienten nur dazu, ihn darin zu bestärken, daß er gegen seinen Vetter im Rechte war. Sorge machte ihm nur das Geld, welches er dem Schreiber für Auslieferung des gestohlenen Testaments würde zahlen müssen. Der Frühling stand vor der Thüre und er brauchte sein Geld so nothwendig, um an die mancherlei Verbesserungen in seiner Wirthschaft zu gehen, die er den Winter über geplant hatte.

Inzwischen hatten die Schüler Loyola's ihre Zuhörer auf dem Wege der Reinigung bis zur letzten Station geführt. Es blieb nur noch übrig, die Pforten der Hölle selbst aufzureißen, und dies geschah in der Predigt über die Beschaffenheit und Ewigkeit der Höllenstrafen. Pater Gury hielt sie und zwar in später Abendstunde. Nur einige wenige Lichter

brannten in dem Gotteshause, so daß von dem Redner auf der Kanzel kaum mehr als der Kopf zu erkennen war. Wie ein Todtenschädel, in dessen Augenhöhlen grasgrünes Glas eingesetzt ist, schwebte er in der Dämmerung über der Versammlung.

Der Pater schilderte die Qualen der ewigen Verdammniß, welche des Unbußfertigen warteten, in der Weise grell kolorirter Holzschnitte. Seine phantastische Beredsamkeit schöpfte nicht aus Dante's Hölle; sie kannte Besseres und Wirksameres. Er griff in die Folterkammern der Glaubensinquisitionen des Mittelalters und ließ die Seelen der unbußfertigen Sünder in alle Ewigkeit die Qualen dulden, durch welche die Verkünder des Evangeliums der Liebe ihre Opfer zum Geständniß der Ketzerei zu zwingen verstanden. Pater Guth beschrieb die Marterwerkzeuge und schilderte die Schmerzen, die sie verursachen. Die Teufel traten als Henkersknechte auf, legten den Seelen Daumschrauben an, zerbrachen ihre Schienbeine in spanischen Stiefeln, reckten ihre Leiber, bis die Sehnen rissen, zwickten und brannten sie mit glühenden Zangen und Schwefel, und stießen sie in das ewige Feuer, um dann wieder von vorn zu be-

ginnen. Die Versammelten hörten das Klirren und Rasseln der Folterwerkzeuge, das Knirschen des zerbrechenden Gebeins, das Wehgeschrei der Verdammten, das Prasseln des Feuers, und sahen die röthlich gelben Flammen des ewigen Schwefelpfuhls wogen, züngeln und tanzen. Feuerströme schienen aus den Augen des geisterbleichen Redners zu schießen; wachsendes Entsetzen trieb den Zuhörern die Haare zu Berge, rieselte über die Rücken und machte das Blut in den Adern gefrieren, die Herzen stocken.

Ein Schrei gellte durch die dunkle Kirche. Die Menge gerieth in ein Wogen, eine schattenhafte Gestalt tauchte auf und verschwand, und noch einmal gellte es draußen auf in einem langen, wilden, wahnsinnigen Schrei.

Ein Fragen flüsterte und raunte durch die Kirche: „Was war's? wer war's?" Mayr's Eva war es gewesen, welche das Entsetzen übermannt hatte, und die alten Weiber nickten einander zu und zischelten, jetzt sei es offenbar, daß die rothhaarige Eva ein Wechselbalg sei, der Nixengeist hätte aus ihr geschreien vor Angst. Ja, der Pater Gury verstände es, den Bösen zu packen.

Diese Meinung erhielt eine Bestätigung durch den Pater selbst, der bei dem plötzlichen Aufschrei seine Rede unterbrochen hatte und nun wieder anhob. Inzwischen war in der Kirche auch das letzte Licht erloschen.

„Wer schreit?" rief er durch die Finsterniß und antwortete: „Es ist die gequälte Seele, welche der Teufel festhält in der pechschwarzen Nacht der Sünde. Und so werdet Ihr aus der ewigen Nacht in tausend Aengsten und Qualen schreien, wie das Huhn in den Krallen des Geiers, wie die Maus in der Falle, wie der Fuchs im Eisen, da Ihr Euch auf Erden dem Bösen überantwortet habt, daß er Eure Herzen verstockt gegen Bekenntniß und Reue, und Eure Augen blind macht, daß sie das Heil nicht sehen."

Diesen Gedanken wiederholte er in vielfachen Redewendungen, die Angst und Verzweiflung der unbußfertig dahingefahrenen Seelen in der ewigen Finsterniß gesteigert ausmalend. Dann schloß er: „Darum beichtet und büßet und reinigt Euch von der stinkenden Sünde, so lange es noch Zeit ist. Schauet dorthin; dort ist das Heil."

Er reckte die Hand nach dem Hauptaltare hin,

wo jetzt das große Kreuz mit dem Erlöser in heller Beleuchtung stand.

Niemand hatte darauf geachtet, wie dort der wackere Meister Griffl, der keine Gelegenheit ungenützt vorüberließ, um den frommen Vätern seine Ergebenheit zu bezeigen, mit seinem Sohne und andern gut einexercirten Buben rasch die Lichter angezündet hatte. Aller Augen waren an die Kanzel gebannt gewesen, von wo durch die Dunkelheit des Paters Stimme gellte und schrillte. Das erstrahlende Cruzifix vollendete die Zerknirschung. Weinen, Aechzen, Stöhnen, lautes Beten und Jammern erfüllte die Kirche, und von dem Chor erscholl nun der Psalm „Miserere".

Neuntes Capitel.

Die langen Röcke triumphiren.

Veronika wimmerte auf dem Heimwege in ihrer Sündhaftigkeit, daß es zum Erbarmen war.

„Was hast denn so Schweres in Deinem Leben gethan, daß Du gar nicht in Frieden kommen kannst?" fragte Aloys endlich. „Gehst doch fast täglich zu Beicht' und Abendmahl."

„Ach!" seufzte sie zu den Sternen auf, „es ist ja Keiner in dieser Welt ohne Sünde! Und hab' ich nicht als Deine Frau Deine Sünden und dem Florian seine auch noch auf mich nehmen müssen? Stell's Dir doch nur vor, wie's Dir ergehen wird, wenn Du stirbst. Ach, ich werd' ja droben im Himmel keine Freud' an der ewigen Seligkeit haben, wenn ich d'ran denk', was Du derweil auszuhalten hast."

„Ja, wie so muß ich denn partu in dem Satan seinen Rachen?“ fragte er. „Was hab' ich denn gethan?“

„Was Du gethan hast?“ versetzte sie, und schaute ihn wie entsetzt mit weit geöffneten Augen an. „Wärst nicht mein Mann, jetzt würd' ich ein Kreuz vor Dir schlagen. Ach, ihr Wunden Christi, das ist ja das Schreckliche, daß Du Deine Sünden gar nicht merkst. Das ist der Teufel, der Dich blind macht, wie's der Pater Gurth uns vorhin erzählt hat.“

„Jetzt red' mal vernünftig! Was meinst?“ murrte Aloys ungeduldig.

„O Du, mein süßer Jesus, er merkt wirklich nichts,“ rief Veronika. „Gedenkt's Dir denn gar nicht, daß Du den Florian hast aufwachsen lassen, wie einen wilden Heiden, ohne Tauf' und Abendmahl?“

„Ja so, das ist mir wirklich nicht eingefallen,“ entgegnete Aloys nachdenklich. „Aus Sündhaftigkeit ist's aber nicht so gekommen, das weißt Du so gut wie ich, und hast ja auch bislang kein Haar darein gefunden. Ist ja auch der Florian immer mit uns zur Kirch' gegangen. Aber gedacht hab' ich schon manchmal, wie der Bub' alles nachholen könnt'.“

„Freilich hab' ich bislang nichts darein gefunden, und das ist ja just meine größte Sünd'," seufzte sie tief auf. „Aber jetzt kann ich's nimmer länger tragen und ich bitt' Dich, wenn ich noch 'mal Ruh' im Leben finden soll, thu' diese Sünd' von Dir ab!"

Ein Pfiff schrillte langgezogen durch die Nacht. Veronika schaute zurück und erschrack. „Jesus, Maria und Josef!" rief sie und schlug mit zitternder Hand ein Kreuz.

Eine dunkle Masse bewegte sich rasch heran; bald war sie klein, bald groß. Fast glich das Ding den sich drehenden Flügeln einer Windmühle. Veronika drängte sich ängstlich an ihren Mann, der eine Weile scharf ausschaute und dann ruhig sagte: „Jetzt kenn' ich mich gar nicht mehr in Dir aus. Hast gar Angst vor einem Buben, der Rad schlägt." Lachend setzte er hinzu: „Ich will nicht Staudach heißen, wenn's nicht der Florian ist."

Es war wirklich Florian, der mit einem letzten Umschwung kurz vor dem Paare auf seinen Füßen stehen blieb. Veronika's ganzes Gesicht flammte in zorniger Röthe auf. Der Vater schalt ihn, nicht wegen der Angst, die er seiner Stiefmutter verursacht

hatte, sondern weil er in der Dunkelheit bei dem Radschlagen leicht hätte Schaden nehmen können.

Florian lachte: „Der Pater Gury hat mir so gruselig gemacht, daß ich nicht schnell genug hab' nach Haus kommen können. Muß ihn doch 'mal fragen, ob die Teufel auch Rad schlagen können."

„O, Du ungerathener Bub', damit ist nicht zu spaßen," verwies ihn der Vater nicht gerade sonderlich streng.

„Gewiß nicht," versetzte Florian ernst. „Der Pater muß es ja aber wissen; er kennt sich gar so gut in der Höll' aus, als ging' er alle Tage darin spazieren. Und weißt, Vater, das mit dem Kreuz zuletzt war ganz schön; aber gelt, unsere Kunstreiter in England verstanden's doch besser. Weißt noch, wenn zuletzt die Finette auftrat, wie da auf einmal die Schwärmer rings um den Reifen, durch den sie sprang, losplatzten und die ganze Bud' auf einmal im rothen Licht stand. Alles wie durch Hexerei?"

Veronika begnügte sich, herzbrechend zu seufzen. Am folgenden Tage jedoch, als Aloys nach dem Mittagessen den verkürzten Nachtschlaf in seinem Lehnstuhl ein wenig nachholen wollte, kam sie auf Florians Aeußerungen zurück, die sie als gottes-

lästerlich bezeichnete. Aloys müßte jetzt doch einsehen, wie nothwendig es sei, den Buben zu einem ordentlichen Christen zu machen.

Da trat wie gerufen der Pater Gury in die Stube. Aloys erhob sich etwas mißmüthig aus seinem Stuhle, während Veronika demüthig des Paters Rock küßte.

„Was verschafft uns denn die Ehr'?" fragte Aloys, nachdem der Pater ihnen salbungsvoll seinen Segen ertheilt hatte.

Pater Gury schaute ihn einen Augenblick über seine Brillengläser hinweg an, und auf dem Stuhle Platz nehmend, den ihm Veronika inzwischen hingestellt, sagte er; „Wie ich gehört habe, seid Ihr lange in England gewesen. Das ist ein ketzerisches Land und gar feindselig unserer heiligen Kirche. Man hat Euch zwar in den Predigten, aber nicht im Beichtstuhle und an dem Tisch des Herrn gesehen. Hoffentlich habt Ihr Euch drüben nicht in Eurem Glauben beirren lassen, Staudach?"

„Mir wär's dort drüben gar gut gegangen, wenn ich hätt' von meinem Glauben lassen wollen," versetzte Aloys ruhig. „Den Protestantischen ihre Missionäre haben mir das Beste und Schönste versprochen, wenn ich mich zu ihnen bekehren uud zu-

geben thät', daß der Florian in ihrem Glauben erzogen würd'. Das hab' ich nicht gethan."

„Das freut mich zu hören," bemerkte der Pater. „Florian ist also in dem Glauben unserer heiligen Kirche getauft und erzogen worden?"

„Ja, schauen Sie, Ehrwürden," versetzte Aloys verlegen, „das ist so eine eigene Sach'. In der Fremd' kann man eben nicht alles so haben, wie daheim, besonders wenn man ein armer Teufel ist."

„Nun?" fragte der Pater, indem er über die Brille Aloys gespannt ansah, während Veronika mit gesenkten Wimpern und gefalteten Händen dastand.

Aloys warf einen Blick auf sie und sagte zögernd: „Nun, ich mein', meine Frau wird Ihnen das ja schon alles erzählt haben. Sie ist ja so oft bei Ihnen zur Beicht' gewesen."

„Staubach! Staubach!" warnte der Pater, indem er den Kopf zurücklehnte, so daß Aloys nur seine glitzernden Brillengläser sah. „Habt Ihr in dem heidnischen Lande vergessen, daß das Siegel der Beichte ein unverbrüchliches ist?"

„Sei's denn!" sagte Aloys entschlossen. „Da, wo der Florian geboren würd', da gab's bloß eine protestantische Kirch', und da hat ihn denn der Mayor,

wie sie ihn nennen, bloß in seine Bücher eingetragen. Den Schein hab' ich. Und mit der Unterweisung war es nachher auch so. Was ich von unserem Glauben weiß und von Gebeten, das hab' ich ihm alles gelernt. Aber wenn Einer heut' hier ist und morgen dort und übermorgen wieder wo anders, und hat kein Geld, daß er sein Kind zu fremden Leuten in die Pfleg' geben kann, nachher ist's halt nichts mit dem Schulengehen und der Kinderlehr'."

Veronika seufzte und schlug die Augen mit der Miene einer schmerzensreichen Mutter Gottes zur Decke auf, während sich die lange, hagere Gestalt des Paters in dem schwarzen Kleide langsam vom Sitze erhob.

„Also doch!" rief er, und langsam und leise fuhr er fort und seine grünen Augen glitzerten über den Brillenrändern wie die einer Katze: „Wißt Ihr, daß Ihr Euch durch die Unterlassung der Taufe einer Todsünde schuldig gemacht habt?"

Aloys fuhr betroffen zurück und stotterte: „Ich werd' doch nicht!"

Pater Gury aber streckte seine langen Arme gen Himmel und rief: „Himmlischer Vater, nicht getauft und nicht unterwiesen im Glauben! Und dieser Mann

hat täglich die Worte gehört, die Du Deinen Dienern auf die Lippen gelegt hast, die Frommen zu stärken in ihrem Glauben und die Lässigen aufzurütteln aus ihrem Sündenschlafe! Er hat unsere Mahnungen zur Buße gehört, er kennt die furchtbaren Strafen, die seiner in der Ewigkeit harren, und sein Herz ist verstockt geblieben in den schwersten Sünden. — Unglücklicher!" fuhr er, die Arme sinken lassend, fort, „dachtest Du denn nie daran, daß Du Deinem Schöpfer für das Seelenheil Deines Kindes verantwortlich bist? Liebst Du Deinen Sohn so wenig, daß Du seine Seele so achtlos verloren gehen ließest? Wer wird es glauben, wenn ich sage: hier steht ein Vater, der sein armes Kind dem Satan in den Rachen treibt?"

Er schaute um sich, als suche er Denjenigen, dem er das Unglaubliche erzählen könnte, schüttelte den Kopf und dem Sünder einen Schritt näher tretend, zischte er: „Wahrlich, öffentliche Kirchenbuße wäre eine noch zu leichte Strafe für so Schweres."

Veronika stieß einen halb unterdrückten Schrei aus. Aloys aber, der bisher demüthig zugehört hatte, denn sein Gewissen war doch beklommen geworden, richtete den Kopf auf und versetzte ab-

wehrend: „Mit Gunst, Herr Pater, das mach' ich schon mit meinem Beichtvater, dem Pfarrer, aus; was der mir auflegt, das will ich thun. Ich hab' die Sach' nimmer so angesehen, wie Sie mir sie vorstellen. Eine Sünd' hab' ich nicht thun wollen."

„Und heißt es nicht: wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet?" zischte Pater Gury, aus dessen grünen Augen die Erwähnung des Pfarrers Blitze lockte. „O, wie tief steckt Euch der Pfahl der Sünde im Fleische!" Mit sanfterer Stimme fuhr er fort; „Und warum werfet Ihr Euch nicht in die Arme Derjenigen, welche die Kirche Euch in uns entgegenstreckt? Sind wir nicht gesandt, die Reuigen zu erheben und an unserer Hand Gott zuzuführen? Doch die Hauptsache ist einstweilen, was geschehen soll, um Eures Kindes Seele zu retten."

„Das war's just, wovon ich mit meinem Mann redete, Ehrwürden, als Sie kamen," fiel Veronika ein.

„Ja, ja, ich weiß, daß Ihr ein gar frommes Weib seid!" nickte ihr Pater Gury zu, und Aloys sagte: „Ich hab' selbst wohl schon daran gedacht, aber es ging mir die Zeit her gar zu viel im Kopf herum. Ich wollt' mit unserem Pfarrer darüber reden."

„Daß es alle Leut' im Dorf erfahren, wie unchristlich Du an Deinem eigenen Fleisch und Blut gehandelt hast!" rief seine Frau. „Ich könnt' vor Keinem mehr die Augen aufschlagen, und Du und der Florian, Ihr würdet auch Euer Lebtag zu tragen haben an dem Spott. Ich bitt' Dich um Gotteswillen, Staudach, denk' Dir doch aus, was das gäb', wenn der große Bub' hier in der Kirch' getauft würd'."

„Wehe dem, durch den Aergerniß in die Welt kommt!" rief Pater Gury feierlich.

„Ja," fuhr Veronika fort, „ich würd' vor Scham in die Erd' sinken, und lernen müßt' der Bub' doch auch erst was, und in die Dorfschul' können wir ihn doch nicht schicken, dazu ist er ja schon viel zu alt. Auch kriegst ihn schwerlich hinein, so würd' er sich schämen, und dann käm' auf diese Weis' doch alles aus."

„Aloys mußte ihr beipflichten und verlegen kraute er sich im Haar.

Pater Gury schaute, die Hände übereinander in die Aermel seiner Soutane gesteckt, nachdenklich zu Boden. Nach einer Weile meinte er, es gäbe wohl auch sonst noch im Lande Schulen und Erziehungs-

anstalten. Jedenfalls würde es das Beste sein, Florian auf so lange aus dem Dorfe zu entfernen, bis er im Glauben gehörig unterrichtet und getauft wäre. „Ihr, Staudach," fuhr er fort, „hättet es freilich verdient, daß die späte Taufe Eures Sohnes öffentlich Zeugniß ablegte wider Eure Unväterlichkeit und Unchristlichkeit. Jedoch unsere heilige Kirche ist voll Erbarmen, und um der Frömmigkeit Eurer Frau willen, werde ich über einen Ausweg nachdenken. Denket Ihr nun recht Eurer Versündigung nach."

Er ging und Veronika gab ihm das Geleit bis zur Hausthüre.

„Der Staudach ist ein hartgesottener Sünder," sagte dort der ehrwürdige Herr. „Es ist ihm schwer beizukommen, und Ihr habt mir nicht zu viel von ihm gesagt. Ihr habt Euch aber einen himmlischen Lohn erworben, daß Ihr seinen Sohn nicht verloren gehen lassen wollt, und mit Gott werden wir Florian den Weg des Heiles führen, den Ihr schon wandelt."

„Ach, ich fürcht', er ist gar zu wild und unbändig!" flüsterte Veronika.

„Sorget nicht," lächelte der Pater. „Unsere heilige Kirche weiß das wildeste Füllen zu zähmen.

Ich denke, er soll eines Tages stolz darauf sein, ihre Zügel zu tragen."

Veronika neigte unterwürfig das Haupt, und er fuhr salbungsvoll fort: „Beharret Ihr nur indeß in Eurer Frömmigkeit; fahret fort, Euer Gemüth von allen weltlichen Gedanken zu entleeren und es anzufüllen mit der Liebe zu Eurem Heiland. Denn diese Liebe welket nimmer und sie erfüllet das Herz mit unbeschreiblicher Süßigkeit. Gottes Sohn reichet der frommen Magd, die ihr Herz von der irdischen Liebe abwendet, die ewige Brautkrone. Der heilige Joseph nehme Euch in seinen Schutz."

Er sah sie durchdringend an. Sie aber beugte sich in frommer Demuth auf seine Hand und küßte sie.

Auf der Straße hatte sich ein Rollen und Rumpeln vernehmen lassen und jetzt hielt ein Dörcherkarren vor dem Hause. Die zu ihm gehörenden beiden Männer rissen ihre Kopfbedeckungen ab und fielen mit den Weibern vor dem Pater auf die Kniee. Es war der Patriarch Jos mit den Seinigen, und während Pater Gury sie im Vorüberschreiten segnete, richtete sich Veronika hinter ihm hoch auf und um ihre schmalen Lippen züngelte ein triumphirendes Lächeln.

Mehr noch als der himmlischen Erquickung, die ihnen Pater Gury bot, schienen die Dörcher irdischer Stärkung zu bedürfen. Die Entbehrungen des Winters waren ihnen mit überdeutlichen Zügen in die bleichen Gesichter geschrieben. Der geniale Friedl sah erbärmlich schlotterig aus und seine junge Frau, die im Laufe des Winters abermals Mutter geworden war, erhob sich mit Mühe wieder von den Knieen. Die Ahne erschien noch als die frischeste; sie war freilich schon seit Jahren nur noch ein wandelndes Skelett und hatte daher nichts mehr von Fleisch an den Hunger zu verlieren gehabt.

„Gott segne meine alten Augen," sagte sie, als der Geistliche sich entfernt hatte, und schlug verwundert die Knochenhände zusammen, „ist die Bäuerin nicht die Veronika Kreucher von Buchau?"

„Freilich ist sie's!" bestätigte Jos.

„Und hab' ich's der Bäuerin nicht immer prophezeit," fuhr seine Frau fort, „daß sie noch 'mal hoch hinauf kommen würd' in der Welt?"

„Es trifft ja immer alles ein, was Ihr prophezeit," bemerkte Friedl, die Spitzbubenaugen bewundernd aufreißend. „Wißt Ihr noch, Mutter,

was Ihr vorigen Sommer hier an derselben Stell' der Frau des Nazi Staubach sagtet? Das war eine Hartherzige! Nicht einen Bissen Brod gönnte sie uns, während sie doch drinnen eben beim Essen saßen."

„Ob ich's noch weiß!" versetzte Jene. „Da stand sie auf der Schwell', die hochmüthige Person und da sagt' ich zu ihr: Ihr gönnt uns nicht ein Stück trockRes Brod und ich sag' Euch, Ihr werdet kein Brod essen von dem Korn, das da draußen auf Eurem Acker jetzt reift. So ist's denn auch bald nachher gekommen. Gottes Segen über Euch."

„Just so war's!" bekräftigte der Patriarch Jos.

Unterdessen hatte seine Tochter ihr jüngstes Kind unter dem Plan des Karrens hervorgenommen und es auf ihren Armen wiegend, rief sie halbsingend: „Schau, kleines Madl, schau die fesche Bäuerin, ja, die ist sauber und stattlich! Schau, schau, Du kleines Madl, schau!"

So spielte Jedes mit Geschick seine kleine Rolle, eine harmlose Komödie im Vergleich mit derjenigen, welche Veronika und Pater Gury eben nur an derselben Stelle vor einander aufgeführt hatten. Veronika blieb nicht unempfindlich für die mit Drohungen gewürzten Schmeicheleien der Dörcher. Da sie nur

ganz kürzlich geheirathet hatte, so bedurfte sie nichts von ihrer Waare. Aber sie gab ihnen Brod und Milch und ließ ihnen ein am Morgen gefallenes Schaf ausantworten. Die Augen funkelten den Elenden vor Freude über den Braten, und Jos meinte, der liebe Gott würde es ihnen nicht als Sünde anrechnen, wenn sie in den Fasten Fleisch äßen, da sie nichts anderes hätten, um ihren Hunger zu stillen.

Unterdessen war seine Frau dicht an Veronika herangetreten und flüsterte: „Ich hab' auch wieder von dem Kräuterwasser, das Euch so gut gethan hat. Es ist eine Pracht, wie Eure Haut so weiß und glatt ist.“

„Ja, weil's noch kalt ist,“ entgegnete Veronika. „Die Sommersprossen kommen schon wieder.“

Die Alte schüttelte ungläubig den Kopf und meinte, dann läge die Schuld daran, daß die Bäuerin das Wasser nicht fleißig genug gebraucht hätte. Jetzt, wo der Saft mächtig in den Bäumen werde, sei die rechte Zeit zu den Waschungen mit ihrem Mittel, nur müsse die Bäuerin eben jetzt sich hüten, viel in die Sonne zu gehen. Die Märzsonne thue nicht gut.

Die zerknirschte, aller Weltlichkeit abgewendete Veronika kaufte das Schönheitswasser und hoffte auf

dessen Wirkung, wie sie in dieser Hoffnung schon eine vieljährige Kundin der alten Dörcherin war.

Diese zog mit den Ihrigen vergnügt nach dem nächsten Hofe und später sah man sie Alle in der Kirche ihre Uebertretung des Fastengebotes den Heiligen abbitten.

Aloys hatte aus seiner Unterredung mit dem Pater Gury eine günstigere Meinung von diesem gewonnen, als aus seinen Predigten. Der Jesuit hatte ihm zwar scharf in das Gewissen geredet, aber er mußte es als eine Freundlichkeit anerkennen, daß ihm derselbe behülflich sein wollte, die Vernachlässigung seiner Christenpflicht gegen Florian ohne Aufsehen gut zu machen. Pater Gury ließ es auch nicht bei dem leeren Versprechen bewenden. Er fand sich schon am nächsten Tage wieder auf dem Marienhofe ein und setzte seine Besuche fleißig fort. Der Plan, für welchen er mit Veronika's geschickter Unterstützung Aloys zu gewinnen trachtete, bestand darin, daß Florian für die Zeit, welche erforderlich war, um ihn im Glauben und in den Elementen des Wissens zu unterrichten, in dem Convict der Jesuiten zu Innsbruck gegen ein mäßiges Kostgeld Aufnahme finden sollte. Freilich könnte dies nur unter der Bedingung geschehen, daß

Aloys zuvor seine Versündigung gegen die Gebote der Kirche wieder gut mache. Pater Gury ließ es gelten, daß er nicht aus böser Absicht gefehlt habe, auf die Absicht aber käme eben alles an; denn nur auf diese sähe Gott, der Herzen und Nieren prüfe, bei den Thaten der Menschen.

Aloys versprach die Sünde zu büßen, wenn es eine wäre. Sobald die Mission vorüber, wollte er dem Pfarrer beichten und die Strafe auf sich nehmen, die dieser ihm dictiren würde.

Pater Gury machte ein strenges Gesicht und sagte: „Ich durchschaue Euch; Ihr hofft bei diesem Pfarrer leichten Kaufes durchzuschlüpfen! Aber hütet Euch und erwäget wohl, daß die Vergebung der Sünden durch einen Mann, wie dieser Pfarrer, keine rechte Kraft und Wirksamkeit hat."

„Mit Gunst, Herr Pater, das kann ich nicht glauben," versetzte Aloys fest, „hat er doch die Weihen erhalten. Aber ich denk' nicht daran, durchzuschlüpfen. Ich weiß schon von mir selbst, daß Einer büßen muß, was er sich vergangen hat. Der Pfarrer hat mich im Christenthum unterwiesen und gefirmelt, und seit ich wieder hier bin, hat er sich mir als ein rechter Freund erwiesen, so daß ich zu ihm ein rechtes Zu-

trauen hab', wie zu keinem Andern. Und was ich ihm in der Beicht' anvertrau', das darf er ja nicht weiter tragen."

„Aber wenn jetzt der Herr Pater seinen Vorschlag von wegen des Florian zurücknimmt?" fiel Veronika ein. „Verübeln können wir's ihm nicht."

„Ja, das sollt' mir wohl leid thun," versetzte Aloys, „obwohl ich noch nicht weiß, ob ich ihn annehmen werd'. Aber was der Herr Pater für den Florian thun will, das thut er doch um des Buben willen, nicht meinetwegen. Was ich aber von dem Pfarrer gesagt hab', dabei bleib' ich. Ich bin keine Wetterfahne, die sich dreht, wie der Wind bläst."

Das war es. Obgleich er aus dem persönlichen Verkehr mit Pater Gury die Ansicht gewonnen, daß die Jesuiten nicht so schlimm wären, als sie gemacht wurden, so wollte er doch vor den Leuten nicht als wankelmüthig erscheinen. Es geschah nicht aus Trotz oder Eigensinn; der Grund lag tiefer und war ihm selbst schwerlich bewußt. War er seit seiner Rückkehr in die Heimath bemüht gewesen, durch ein untadelhaftes Benehmen seine vagabondirende Vergangenheit

vergessen zu machen, so fühlte er, seitdem er um das Testament wußte, das Bedürfniß, seine innere Ueberzeugung von seinem Rechte durch äußerliche Anerkennung seiner Ehrenhaftigkeit gegen den ihm feindlichen Buchstaben des Gesetzes dokumentirt zu sehen. War das Gesetz wider ihn, Recht und Ehre sollten auf seiner Seite sein.

Pater Gury seufzte schwer ob Aloys sündhafter Zähigkeit und suchte mit seinen Augen die verräucherte Balkendecke. Wenn aber Veronika erwartet hatte, daß dieser Makkabäer im Beichtstuhl oder auf der Kanzel den Sünder mit dem Hammer seines heiligen Zorns zermalmen würde, so sah sie sich getäuscht. Wie viel ihm daran gelegen war, die Kirche über Aloys triumphiren zu lassen: konnte der Bock nicht eingefangen werden, so durfte doch das Lamm nicht verloren gehen. Pater Gury war ohne Falsch wie die Taube, aber klug wie die Schlange, und er forderte Veronika auf, ihn mit ihrem frommen Gebet bei seinen Bemühungen zur größern Ehre Gottes kräftig zu unterstützen. Veronika betete wirklich und nicht blos zum Schein, ja mehr noch, sie that der heiligen Jungfrau ein Gelübde für den Fall, daß dem Pater Gury das Rettungswerk gelingen würde. Die Mutter Got-

tes sollte ein neues Kleid erhalten, wenn sie sich hilfreich erwiese.

Klugheit und Sanftmuth waren dem Pater geboten. Denn obgleich Aloys erkannte, daß der Vorschlag, welchen der Pater ihm in Bezug auf Florian gemacht hatte, vortrefflich war, so konnte er sich doch immer nicht entschließen, darauf einzugehen. Er hegte kein Mißtrauen, daß sich dahinter weiterreichende Absichten versteckten und war überzeugt von den wohlwollenden Gefühlen des Paters gegen seinen Sohn. Beschränkte sich der fromme Mann doch nicht darauf, diesen hinter seinem Rücken gegen den Vater zu loben, sondern hatte auch stets ein freundliches Wort für ihn, wenn er ihn bei seinen Besuchen antraf, und suchte ihm die blühenden Wangen, das lockige Haar zu streicheln, ohne sich durch die trotzigen Augen und die Ungeberdigkeit, mit denen sich der undankbare Bube seinen Liebkosungen entzog, irre machen zu lassen. Aber je weniger Aloys durch seine Verbindung innerlich sich begnügt fühlte, je stärker neigte sein Herz zu Florian, welcher ihm die glücklichste Zeit seines Lebens vergegenwärtigte, und es fiel ihm schwer, sich von dem Buben zu trennen.

Unterdessen hatten die frommen Väter von dem Orden Jesu die Gemeinde gründlich von der Sünde gereinigt und leiteten sie nun auf den Weg der Erleuchtung, welcher den zweiten Theil der Mission bildete, und die trübe Gährung der Herzen klärte sich zu geistigem Hochmuth und Fanatismus. Wie vorher in der Sündhaftigkeit, so entstand nun, besonders unter den Weibern, ein Wetteifer in der Heiligung durch fromme „Exercitien", welche von den ehrwürdigen Vätern angeregt und geleitet wurden. Frau Veronika Staubach war auch hier wieder die Erste unter den Ersten. Sie hatte nach der Anleitung des Pater Gury die Hölle der Länge, Breite und Tiefe nach ermessen und ihr ungeheures Feuer geschaut; sie hatte das Wehklagen, Heulen, Schreien und Lästern der Verdammten gehört; den Rauch, Schwefel und Gestank des ewigen Pfuhls gerochen; die Bitterkeit der Thränen und den ranzigen Geschmack des Wurms gekostet, der an dem Gewissen nagt. Nun malte sich in ihren Mienen die Freude, daß Christus sie nicht in ein solches Verderben stürzen ließ und aus ihren grauen Augen leuchtete, so oft sie dieselben auf das Kreuz oder die Monstranz richtete, die hohe Glückseligkeit einer Seele, die mit göttlichen Gnaden und

Tugenden erfüllt ist. Die Wonne, die sie kostete zauberte um ihre blutarmen Lippen ein extatisches Lächeln. Das alles dankte sie dem Pater Gury und sie war seine Maria, seine demüthige Magd, ein willenloses Wachs in seiner Hand, ein Saitenspiel unter seinen Fingern.

Ihrem Stiefsohn gab sie keine guten Lehren mehr, noch hielt sie ihm wie sonst lange Strafreden. Sie war zu sehr mit dem Schleifen des Diamanten beschäftigt, den sie in ihrem Busen trug; sie war zu rein, um sich noch ferner mit dem unsaubren Kloß, als welchen sie Florian ansah, zu beschmutzen. Nur beten konnte sie noch für den Verlorenen, dem die fortschreitende Läuterung und Heiligung seiner Stiefmutter, sowie das ganze Häuflein der Auserlesenen ein Gegenstand des Spottes war. Er trieb es arg, hütete sich aber weislich, die Pfeile seines Spottes direkt auf seine Mutter abzuschießen. Diese hob in solchen Fällen die Augen mit einem Ausdruck zur Balkendecke empor, als wollte sie sagen: Du siehst, mein Heiland, was ich leide! Und mußte es nicht auch ihr Mann sehen? War es nicht überdeutlich, daß in dem Buben der Teufel sich regte, der bei andern Kindern durch die heilige Taufe ausge-

trieben wird? Konnte Aloys dulden, daß seine christliche Ehefrau von dem Teufel fortwährend an den Marterpfahl gestellt wurde?

Eines Tages zog Florian beim Mittagsessen aus der Tasche eine rohe, runzelige Kartoffel, aus der er mit geringer Nachhilfe des Messers und zweier blanken Nägel, welche die Augen vorstellten, ein dem Pater Gury ähnliches Gesicht gefertigt hatte. Diesen Kopf spießte er auf drei Hölzchen und ihn auf den Tisch stellend, sagte er: „Schau, Vater, das ist der neue Heilige, zu dem jetzt alle Weiber im Achenthal beten. Nicht wahr, Mutter?"

Unter dem Gesinde ließen sich jene verfänglichen Töne vernehmen, die auf ein mühsam unterdrücktes Lachen deuten. Die Stirn Veronika's ward feuerroth und als Aloys selbst laut auflachte, da war es mit aller Engelsmilde seiner Frau zu Ende. Florian erhielt von ihrer heiligen Hand eine derbe Ohrfeige. Bleich wie der Tod sprang er auf und seine Hand griff nach dem neben ihm liegenden Tischmesser. Der Vater entwand es ihm. Die Mägde kreischten. Veronika aber sagte mit eisiger Ruhe: „Laß ihn doch; er wird doch noch 'mal an mir zum Mörder."

Aloys verwies ihr in harten Ausdrücken ein solches Reden, während Florian mit keuchender Brust und glühenden Augen sich entfernte.

Dieser Vorfall wirkte mehr, als Pater Gury's Ueberredungskünste. Aloys gab jetzt, wenn auch mit schwerem Herzen, seine Einwilligung zu dessen Plan, hoffend, daß eine zeitweilige Trennung seiner Frau, wie seinem Sohne zum Besten gereichen würde. Pater Gury wollte um die Pfingstzeit entweder selbst kommen, oder Florian durch einen Boten abholen lassen.

Einige Tage später predigte er über die Nützlichkeit und Billigkeit der Verehrung Maria's und siehe, die heilige Jungfrau prangte an diesem Tage in einem neuen Kleide. Es war das Weihgeschenk Veronika's.

Zehntes Capitel.

Die Verschwörung unter der Tanne.

Das Missionskreuz war mit so viel Gepränge, als es die Verhältnisse gestatteten, aufgerichtet. Weiße Bänder und Schleifen hatten die Bursche geschmückt, die es unter der Litanei der Geistlichen und dem lauten Rosenkranzbeten der Gemeinde in der Prozession getragen. Es war geküßt und angebetet worden von den Vätern Jesu und dem Pfarrer unter dem Gesange: „Herr Gott, Dich loben wir.“ Der Segen war gesprochen, die Abschiedspredigt gehalten und Glockengeläute hatte das Ende der Mission verkündigt. Lautenes Wein, herzzerreißendes Schluchzen begleitete den Austritt der ehrwürdigen Väter aus der Kirche. Es war von beiden Seiten ein Abschiednehmen wie für die Ewigkeit.

Als die Patres im Begriff standen, sammt ihren recht schwer gewordenen Koffern den Schauplatz ihrer gesegneten Thätigkeit zu verlassen, stürzte eine große, hagere Frauengestalt aus der versammelten Menge und warf sich in Kreuzform, mit ausgebreiteten Armen, vor den Pferden, die schon anzogen, auf die Erde. Die Zuschauer stießen einen Angstschrei aus. Die Pferde prallten zurück und bäumten. Aloys, welcher zufällig in der Nähe stand, sprang rasch zu und riß die Frau bei Seite. Diese sträubte sich und schrie: „Ich will sterben, ich will sterben durch die heiligen Männer, daß ich in den Himmel komm'!" Aloys aber riß sie gewaltsam vom Boden auf und hielt sie fest, während ein paar entschlossene Bursche den Pferden in die Zügel fielen. Pater Gury, welcher die Worte der Frau gehört hatte, stieg aus dem Wagen. Der Pfarrer trat zu ihm und erklärte: „Es ist die alte Josepha; sie ist schon seit vielen Jahren schwachsinnig."

Es verhielt sich in der That so. Ein schweres Herzeleid sollte Josepha in der Jugend den Kopf verwirrt haben. Sie hauste in einer der ärmlichsten Hütten im Dorfe und nährte sich vom Kräuter- und Wurzelsammeln. Sie war immer still und sanft ge-

wesen. Die Predigten der Jesuiten, denen sie regelmäßig beigewohnt, hatten sie in eine wachsende Aufregung versetzt und man hatte sie in dieser Zeit oft in ihrer Hütte weinen und jammern hören. Pater Gurth dankte dem Pfarrer für seine Erklärung mit einem lodernden Zornblick und laut und streng sagte er: „Wissen Sie nicht, daß Gott stark ist in den Schwachen?“ Der Gescholtene ließ den Kopf sinken, und der Pater schritt auf die alte Josepha zu, welche auf die Kniee fiel und ihn aus blauen Augen verzückt anschauend rief: „Der Jost ruft mir, ich muß sterben!“

Pater Gurth legte ihr die Hände auf das graue Haar, das sich bei dem Kreuzfallen gelöst hatte und in Strähnen um das hagere Gesicht hing, und sagte salbungsvoll: „Gott nimmt den Willen für die That. Du bist erlöst. Gehe heim und bete!“ — Zu der Menge sich wendend, fuhr er fort: „Sehet, wie der Herr sich mächtig offenbaret in dem schwachen Weibe! Lobet Gott, den Herrn!“

Segnend hob er die Hände auf; die Männer nahmen die Hüte ab, die Weiber fielen auf die Kniee.

Meister Griffl half dem ehrwürdigen Herrn wieder in den Wagen, der nun, von dem zweiten Gefährt gefolgt, rasch davonfuhr. Der Schulmeister machte seine Verbeugungen hinterher wie eine Bachstelze.

Josepha kniete noch immer. Die Versicherung des Paters, daß sich Gott mit ihrem Willen begnüge, schien sie gar nicht zu beglücken. Sie weinte und ächzte, die dürren Hände ringend: „Ach, ach! sie lassen mich nicht sterben!"

Da trat der alte Mayr zu ihr und sagte: „Geh nach Haus', Josepha; auch Deine Stund' wird schlagen!"

Sie stand mit einem wehmüthigen Kopfschütteln auf, strich sich das Haar aus dem Gesicht und folgte gehorsam dem Jäger, der ihr durch die Menge voranschritt.

Die Leute zerstreuten sich.

Der Pfarrer Wagner warf sich in seiner Stube mit einem Seufzer in seinen Lehnstuhl, und Frau Ursula sagte mit gedämpfter Stimme: „Gott sei Dank, daß sie fort sind!" Sie meinte den Pater Gury und seine Gesellen, die sich durch ihr hochmüthiges Betragen gegen ihren alten, geistlichen Herrn sehr bald um alle Gunst bei ihr gebracht hatten. Der Pfarrer stimmte

bei sich in den Stoßseufzer seiner Wirthin ein, sowohl um seiner selbst willen, wie wegen der Heerde, die er nun wieder allein weiden sollte. Gewiß, der alte Herr hatte seine Schwächen; aber seine Gemeinde, in der er alt und grau geworden war, lag ihm am Herzen, wie seine Bienen, und sein schlichter Verstand wußte nichts von den Praktiken der jesuitischen Moraltheologie, von dem Probabilismus, der Leitung der Absichten, dem innern Vorbehalt und der Zweideutigkeit, von dem Utilitismus, Clandestinismus, Quietismus, Formalismus und wie die saubern, in ein System gebrachten Mittel alle heißen, welche durch den Zweck geheiligt werden. Mehr als die Geringschätzung, mit welcher er von seinen vier uniformirten Mitstreitern im Herrn unter seinem Dache und vor den Leuten behandelt worden, bekümmerte ihn die Verwirrung und Verrückung, welche die Patres durch ihre Predigten, Ermahnungen und Lehren unter den sittlichen Begriffen seiner Pfarrkinder angerichtet hatten. Sorgenschwer schlürfte er das Enzian-Schnäpschen, welches ihm seine Wirthin zur Herzstärkung brachte. Würde es ihm gelingen, die versprengte und verirrte Heerde wieder um sich zu sammeln?

Die armen Menschen selbst wußten nicht, was sie beginnen, was aus ihnen werden sollte, nachdem die Jünger Loyola's sie verlassen hatten. Sie waren ganz betäubt, und Abspannung und Trauer folgten dem energischen Sturmlauf auf ihre Sinne, die schwachen Herzen und die noch schwächern Köpfe.

So kam das Osterfest. Christ ist erstanden, lautete die frohe Botschaft, allein die Leute hatten kein Ohr dafür in der Verworrenheit ihrer Gemüther. Die schlichte Predigt ihres alten Seelsorgers wollte den Meisten nach den überwürzten Schüsseln der Väter Jesu nicht munden. Sie wurden nur lebhafter an die Geschiedenen erinnert. Die Einen hofften sehnsüchtig anf ihre baldige Wiederkehr, die Andern schwelgten in der Erinnerung, noch Andere erhoben sich in Hochmuth, Trotz und Verachtung über den Pfarrer, wie sie unduldsam auf ihren Nächsten herabsahen und sich blähten in hohler Eitelkeit.

Das alles prägte und sprach sich in den verschiedenen Gruppen aus, die sich nach dem Gottesdienste auf dem Kirchhofe bildeten. Die eine Gruppe bestand aus Denjenigen, welche sich von dem narkotischen Trank der Jesuiten nicht hatte berauschen lassen, oder inzwischen wieder zur Besinnung gekommen waren.

Aloys, welcher, wie er dem Pater versprochen, bei dem Pfarrer zur Beichte gewesen und heute als losgesprochener Sünder das Abendmahl genommen hatte, befand sich unter ihnen. Es war ein kleines Häuflein. Als der Pfarrer aus der Sakristei kam, grüßten sie ihn ehrerbietig. Die ungleich größere Zahl der Anhänger der Jesuiten hatte ihren Mittelpunkt in Veronika Staudach. Die Auszeichnung, welche der Erlesenste unter den Erlesenen ihr hatte zu Theil werden lassen, hatte zwar viel Mißgunst, Eifersucht und Neid unter den Frauen erregt, aber zugleich das unanfechtbare Siegel der Beglaubigung auf ihre Gottseligkeit gedrückt. Vor dem Nimbus der Frömmigkeit, welcher Veronika's knöcherne Stirn umglänzte, sank alles in das Nichts: Reichthum, Schönheit, Herzensgüte und welcher Vorzüge sonst andere Frauen sich rühmen durften. Sie war unbestritten die erste Frau im Dorfe und mit dem Ansehen einer solchen gab sie in dem großen Kreise, der sich um sie gebildet hatte, ihr Verdammungsurtheil über den Pfarrer ab. Die Lauen, welche, wie er, fünf gerade sein ließen, seien die Schlimmsten. Sie denke noch mit Entsetzen daran, wohin sie Alle gerathen wären, wenn ihnen Gott nicht zur rechten Zeit die frommen Väter Jesu ge-

schickt hätte. Dabei seufzte sie mit gen Himmel gerichteten Augen, und die Weiber um sie her thaten wie sie. Von dem ungeistlichen Lebenswandel des Pfarrers wollte sie gar nicht reden; der sei ja zu bekannt. An Mayr's Eva aber sähe man, wie gröblich er seine Pflichten verletze. Hätte er sich je um das Seelenheil Eva's bekümmert, so würde er dem Dämon, den sie jüngst in der nächtlichen Predigt aus ihr hätten schreien hören, schon lange die Gewalt über sie genommen haben.

Ursula, welche inzwischen dazugekommen war, wollte die Partei des Pfarrers ergreifen. Sie kam jedoch nicht zum Wort vor dem Eifer, mit welchem die andern Frauen Veronika beistimmten.

„Ja," sagte diese, „aber damit ist's nicht zu End'. Der Nickel, der in ihr steckt, sucht auch Andere zu verführen. Oder ist er's nicht, der meines Mannes Sohn, den Florian, immer nach des Jägers Haus lockt, daß er gar nicht davon lassen kann? Ist er's nicht, der den Buben so auffässig macht gegen seine Eltern, daß es nicht zu sagen ist? Es weiß Keiner, wie schwer ich daran zu tragen hab' und ich trüg's auch nicht ohne meinen Heiland. Wie mir's

heut aber geht, so kann's Euch in Euren Kindern morgen gehn. Das danken wir unserem Pfarrer."

Da vermochte Frau Ursula nicht länger an sich zu halten und mit feuerrothem Gesichte schrie sie: „O, Du undankbare Creatur, alles hast Du unserm Herrn Pfarrer zu verdanken und jetzt verschimpfirst ihn?"

Veronika blieb ruhig, und ihre grauen Augen kalt und scharf auf die Muhme richtend, sagte sie: „Es ist brav von Dir, daß Du Deinem Brodherrn das Wort redest; das soll jeder christliche Dienstbote thun. Wir aber wissen schon, wie wir mit dem Pfarrer daran sind und wer Christum so recht lieb hat, der kennt keine Menschenfurcht: der verschweigt nichts und der vertuscht nichts."

„Freilich! freilich!" stimmten die Anderen bei und Frau Ursula trippelte in loderndem Zorn fort, nach Hause.

Da sang eine Stimme:

„Derweil wir jung sein,
Sein wir lustige Leut,
Zum Weinen und Sündenbüßen
Is schon noch Zeit."

Es war Eva, welche auf dem Grabe ihrer Mutter saß. Seit der Abendpredigt des Pater Gury, welche auf ihre leicht erregte Phantasie einen so furcht-

baren Eindruck gemacht hatte, war sie heute wieder zum ersten Male zur Kirche gekommen. Die Weiber schauten mit frommer Entrüstung nach der scheinbar ganz Unbefangenen, und Veronika rief mit erhobener Stimme: „Da hört Ihr's, was für ein unsauberer Geist in ihr wohnt!"

Eva schien nichts gehört zu haben und mit den frischaufgesproßten Grashalmen spielend, sang sie:

„Je höher der Thurm,
Je schöner das G'läut,
Je älter die Weiber,
Je zäher die Häut'."

Schon ihr erstes Liedlein hatte eine Zahl junger Bursche und Mädchen angelockt, die nun in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Dadurch ward der Zorn der Frauen noch mehr angestachelt, und es wäre der kecken Dirne jetzt schlecht gegangen, wenn die Scheu vor ihrem Dämon jene nicht noch zurückgehalten hätte. Wie auf Befehl schlug Jede ein Kreuz; nur Veronika näherte sich dem Kinde mit einer Geberde, als wollte sie den Bösen beschwören. Eva schwang sich mit den Füßen gelenk auf die andere Seite des Grabes, wo Florian an sie heransprang und mit einem herausfordernden Blick auf seine Stiefmutter rief: „Hab' keine Angst; die soll Dir nichts thun."

Veronika verfärbte sich und ihre Augen schossen Blitze. Bevor sie jedoch einen Entschluß fassen konnte, trat die alte Josepha, welche bisher auf einem Grabhügel in der Nähe gesessen hatte, hinter die Kinder. Ihr Wesen, ihre Blicke verriethen nichts mehr von der Exaltation, in der sie sich vor den Kutschen der Jesuiten auf die Erde geworfen hatte. Ihre blauen Augen hatten etwas Träumerisches, und mit sanfter Stimme sagte sie: „Gelobt sei Jesus Christus, der heut auferstanden ist von dem blutigen Tod für unser Aller Sünde. Den Kindern gehört das Himmelreich. Bist Du ohne Schuld, Bäuerin, daß Du die Hand gegen sie aufhebst?“

Veronika zuckte mit einem verächtlichen Mitleid die Schultern und verließ mit ihrem Gefolge den Kirchhof. Die alte Josepha, welche in der einen Hand einen langen Stecken, in der andern ein kleines Bündel hielt, wandte sich zu Eva und verwies ihr das Lied, welches sie vorhin gesungen hatte. „Ich bin auch alt,“ sagte sie, „und Du wirst auch alt werden. Der Mensch hat blos einen Frühling.“

„Schon,“ versetzte die Kleine; „aber Du hast keine Runzeln im Herzen, wie die da —“ sie wies

auf die sich entfernenden Weiber. „Die haben mehr Runzeln im Herzen, als im Gesicht.“

„Ja, ich bin alt,“ murmelte Josepha nud stützte sich wie müde auf ihren langen Stab. „Ich bin alt und kann nicht sterben. Allen ist wohl, die hier herum schlafen; ich wach' allein noch unter den Todten.“

„Aber wo willst Du denn hinreisen, heute am Feiertag'?“ störte sie Eva aus dem Sinnen auf, in welches die Alte sich verlieren wollte.

Mit einem Lächeln um die welken Lippen deutete Josepha mit ihrem Stock in die Höhe. Sie konnte die Bergspitzen über dem See meinen, aber auch den Himmel. „Hinauf! hinauf!“ sagte sie.

„In den Himmel?“ fragte Florian lachend.

Josepha antwortete nicht. Sie schaute den Buben lange an und ihr Gesicht wurde immer trauriger. Endlich murmelte sie:

„Solche glanzige Angen hat auch er gehabt. Hüt' Dich, Du feiner Bub, daß Du kein Jager wirst.“

Florian fuhr betroffen zurück. Eva aber rief: „Er will aber einer werden! Warum soll er nicht?“

„Still, still!“ winkte ihr Josepha. „Du weißt nicht, was die Schründe erzählen und die Klamme. Das Blei fliegt aus dem Rohr und der Stein rollt

fort unter des Jagers Fuß. — Jetzt muß ich fort!"

Sie nickte den Kindern zu und schritt langsam mit ihrem Stecken und Bündel von dem Kirchhof.

„Hast Du denn verstanden, was sie meint?" fragte Florian, nachdem die Alte aus ihren Blicken verschwunden war.

Eva nickte. „Vom Großvater weiß ich's," sagte sie; „der kennt sie seit langen Jahren. Ihr Liebster ist ein Wildschütz gewesen und auf der Jagd umgekommen; das hat sie von Stund an wirrsinnig gemacht. Die Einen sagen, er wurd' geschossen, die Andern, daß er sich zu Tode gestürzt hat. Keiner weiß wo und wie, und die Leich' ist auch nicht gefunden."

„Also darum soll ich kein Jager werden?" äußerte Florian. „Wenn's weiter nichts ist!"

Er zuckte mit den Schultern.

„So ist's Recht!" rief Eva. „Aber jetzt muß ich heim, mich hungert."

Sie sprang fort.

Als Florian allein seinen Weg fortsetzte, ward er nach einer Weile wieder der alten Josepha ansichtig. Sie schritt links auf einem Fußpfad zwischen den Aeckern und Wiesen fort und erstieg den Thal-

rand, welcher von dem Unnutz überragt wird. In Achenkirchen ward sie von diesem Tage an nicht mehr gesehen.

Die hungrige Eva fand in dem Jägerhause eine entschieden schmackhaftere Mahlzeit, als diejenige war, welche Frau Ursula ihrem geistlichen Herrn auftrug. Der Zorn, in welchem Frau Ursula aus der Kirche gekommen, hatte sie zu tief in das Salzfaß greifen und das Fleisch anbrennen lassen. Dieses doppelte Mißgeschick brachte sie vollends außer sich und sie schwur, ihre Ersparnisse lieber in den See zu werfen, als der undankbaren Creatur, der Veronika, auch nur einen Kreuzer zu vermachen. Mit einem wehmüthigen Zucken seiner wulstigen Lippen schob der Pfarrer die ungenießbaren Speisen zurück und meinte, Frau Ursula müsse wohl verliebt sein. Er hatte sich nach den langen, unter den Augen der Jesuiten doppelt strengen Fasten nicht wenig auf das heutige Ostermahl gefreut. Damit war es nun leider nichts und statt es sich schmecken zu lassen, mußte er Frau Ursula noch über das Unschmackhafte trösten. In einem Schläfchen suchte er Vergessenheit seines unbefriedigt gebliebenen Menschen. Das gelang ihm denn auch so vortrefflich, daß er von dem Knattern und Knallen

auf der Schützenwiese kaum eher etwas hörte, als bis Frau Ursula den Kaffee brachte.

Aloys und Florian waren auch auf dem Stand. Aloys hatte seinen Stutzen gründlich von Staub und Rost gereinigt. War es denn wirklich ein Unglücksstutzen, wie ihm derselbe am Tage seiner Heimkehr unter das väterliche Haus erschienen war? Als ihm bei dem Reinigen des Rohrs alles wieder in den Sinn kam, was er seit dem Freischießen in Innsbruck erlebt hatte, da kam er zu dem Schlusse, daß er gern noch Schwereres auf sich nehmen möchte, wenn er damit Franzl wieder lebendig machen könnte. Heute bewährte sich das gute Rohr, oder vielmehr der Schütze besser, wie damals in Innsbruck, und Aloys gewahrte mit Befriedigung, wie mit jedem Schusse Arm und Auge mehr und mehr die alte Sicherheit gewannen.

Veronika schlürfte noch zu Hause ihren Kaffee, aber nicht mit dem Behagen, wie der Pfarrer den seinigen. Eine tiefe Falte stand zwischen ihren vorgewölbten Brauen. Sie hatte es erreicht, daß der ihr verhaßte Florian aus dem Hause kam, und die Jungfrau Maria hatte ihr neues Kleid redlich verdient. Aber nun weiter? Haß und Habsucht wühlten in ihrer Brust, und sie wollte, sie hätte mit Flo-

rian verfahren können, wie mit den Krumen, die sie von ihrer Sonntagsschürze strich und mit ihrem Fuße zermalmte.

Ein Pochen an der halboffnen Stubenthür entriß sie ihrem Brüten. Jakob Beck trat festtäglich geputzt herein. Von der Stirn Veronika's verschwand die Falte und sie machte dem Schreiber freundliche Vorwürfe, daß er sich so lange nicht habe blicken lassen.

„Ja, da wäre ich bei Euch während der Flitterwochen schön angekommen," sagte er und seine wasserblauen Augen glänzten vor Vergnügen über den freundlichen Empfang. „Aber daß ich derweilen an Euch gedacht hab', das sollt Ihr gleich sehen."

Er zog aus seiner Joppe zwei rothgefärbte Ostereier, die er Veronika mit den Worten überreichte: „Und verzehrt sie mit Gesundheit! Die Reimeln hab' ich selbst gemacht."

Auf der Schale des einen Eies waren zwei flammende Herzen mit der Unterschrift gekritzelt:

„Denk' bei diesem Osterei:
Zu der Lieb' gehören Zwei."

Das andere wies ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz und darunter das Verslein:

„Wenn auch leicht die Schale bricht,
Aber meine Liebe nicht."

„Nein, das ist gar zu schön," bewunderte Veronika, und der Schreiber zupfte wonnig an seinem Schnurrbart. Veronika wiederholte mit halblauter Stimme die Verse und steckte das flammende Herz in ihre Tasche; das durchbohrte stieß sie gegen die Tischkante und, die Schale ablösend, sagte sie: „Ich kenn' Einen, dessen Lieb' ist ebenso leicht zerbrochen, wie diese Eierschale. — Mein Mann ist auf den Stand."

„Ihr seid viel zu schad' für ihn!" betheuerte der Schreiber.

Veronika hatte unterdessen in das Ei gebissen und kopfschüttelnd sagte sie zu ihm: „Ich hab's mir überlegt, das mit der Lebensversicherung. Das kostet viel Geld und ist nachher doch nichts Rechts."

„Mag sein," versetzte Beck; „aber Ihr hättet Euch leicht vor der Hochzeit für Eures Mannes Todesfall sicher stellen können. Habt Ihr denn daran gar nicht gedacht."

„Gedacht schon," entgegnete sie. „Aber es ließ sich nicht thun. So, jetzt hab' ich Euer durchbohrtes Herz aufgegessen und jetzt wollen wir auch auf den Stand gehen."

Sie nahm ihren grünen, spitzen Sonntagshut mit den goldnen Schnüren und indem sie ihn vor dem kleinen Spiegel, der an dem Peter eines Fensters hing, auf die schwarzen Flechten setzte, wiederholte sie halb singend:

„Wenn auch leicht die Schale bricht,
Aber meine Liebe nicht."

Der Schreiber, welcher bewundernd die volle, stattliche Gestalt der Bäuerin betrachtete, legte die fette Hand auf das Herz, und die Augen Beider begegneten sich im Spiegelglase.

„Die Haare könnt' ich mir ausraufen," rief Beck, „daß ich Euch erst hab' kennen gelernt, als es zu spät war."

„Wie so denn," fragte sie mit einem Tone der Unbefangenheit, welcher dem Schreiber ein halb verlegenes Räuspern abnöthigte.

Sie gingen dem Schießplatz zu.

Es war ein herrlich sonniger Tag. Himmelsschlüssel und Anemonen stickten den neuen Rasenteppich der Abhänge mit duftigem Weiß und leuchtendem Golde. Der Ehrenpreis schlug seine zarten blauen Augen auf und die feuchten Wiesen waren besät mit gelben Dotterblumen. In den Gärten blühten die

Kirschbäume, und die Schleedornhecken standen wie beschneit, während der Flieder und die Birken, welche sich an den tiefern Bergabhängen in das schwärzliche Tannengrün mischten, das erste zarte Laub aus den Knospen zu wickeln begannen. Die Weiden an der Ache hingen voll Kätzchen. Auf den Berggipfeln aber lag noch tiefer Schnee, und die Ache brauste geschwollen von den Wassern, welche über die Thalränder herabrieselten. In das Rauschen und Brausen mischte sich der Finkenschlag des Bergwaldes und das Wirbeln der Lerchen über den braunen Aeckern und dem gesättigten Grün der Wintersaaten. Das entfernte Knallen der Flinten störte die Sänger nicht und auch nicht der Mißton der den Frühling verkündenden Pfeifen, welche die Buben aus den saftstrotzenden Weiden sich verfertigt hatten. Gravitätisch schritt der Storch über die sumpfigen Wiesen und verschluckte aus dem Winterschlaf kaum erwachte Frösche, und im trockneren Grase schimmerte es von Käfern, welche aus ihren Gräbern auferstanden waren.

Beck und Veronika hatten keinen Sinn für die Reize der erwachenden Natur. Nur der Storch fesselte ihre Aufmerksamkeit, wie er eben mit gen Himmel

gerecktem Schnabel seine Beute den langen Hals hinunterwürgte.

„Ja, wißt Ihr denn," begann Veronika, „daß wir eine Mission gehabt haben?"

Der Schreiber bejahte, und sie fuhr fort: „Aber das könnt Ihr nicht wissen, daß die Paters, oder vielmehr der Pater Gury es meinem Mann in den Kopf gesetzt hat, seinen Buben zu den Jesuiten zu thun?"

Beck setzte mit ungeheucheltem Erstaunen einen Fuß zurück und rief: „Den Buben, an dem er so einen Narren gefressen hat?'

„Und der einmal den Hof erben soll!" fügte Veronika hinzu. „Freilich soll es nur auf einige Zeit geschehen." Sie erzählte, zu welchem Zwecke, und fuhr fort: „Ich mein' aber, haben sie den Florian erst in Innsbruck, dann halten sie ihn auch fest und machen ihn geistlich. Der Hof ist ein gar fetter Bissen und ich kann mir nachher am Hungerbrod die Zähn' ausbeißen."

„Potz Streusand und Siegellack!" zischte Beck und wurde sehr nachdenklich. Es war wohl möglich, daß die Jesuiten solche Absichten hegten und er überlegte, ob von ihnen durch das Testament, welches er

in Händen hatte, nicht mehr herauszupressen war, wenn sie Florian in die Kutte steckten, als aus Staudach? Er sah die saftige Citrone vor seinen Augen glänzen und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Indessen stieg ein Bedenken in ihm auf, und er sagte:

„Es sind feine Leute, die Jesuiten, das muß wahr sein. Ein Anderer hätte den Staudach schwerlich herumgekriegt. Aber die Sach' steht nicht so schlimm, wie Ihr sie anschaut. Ihr werdet Kinder haben und dann müssen sich die Patres mit Florians Pflichttheil begnügen. Eben deshalb ist's auch nicht wahrscheinlich, daß die Jesuiten den Florian geistlich machen wollen, es kann ihnen nicht recht lohnen. Denn daß der Florian noch Geschwister bekommen kann, haben sie gewiß nicht übersehen. Ich begreif' nicht, was sie eigentlich wollen."

Veronika hatte ihm sehr aufmerksam zugehört, indem sie immer vor sich auf den Boden blickte. Die tiefe Falte stand wieder zwischen ihren Brauen. Jetzt sagte sie mit dumpfer Stimme: „Ich weiß aber, was sie wollen. Der Florian soll in's Kloster; der Pater Gury hat mir's deutlich genug gesagt. Und

hat er meinen Mann herumgekriegt, daß er seinen Buben in ihre Schul' nach Innsbruck thut, dann wird's ihm halt auch nicht schwer fallen, den Staudach dahin zu bringen, daß er dem Florian alles verschreibt. Nachher kann ich mit meinen Kindern betteln gehen."

„Das soll und wird nimmer geschehen," betheuerte der Schreiber mit verliebten Blicken. „So eine Frau, wie Ihr!"

„Aus nichts wird nichts!" versetzte sie. „Ihr seid ein kluger Mann, helft mir. Ich hab' gedacht, das Beste wär', wenn der Staudach, noch eh' der Florian nach Innsbruck geht, ein Testament macht', worin er mir alles verschreibt und daß es erst nach meinem Tod' an die Kinder fällt."

„Nein, seid Ihr eine Frau!" rief er bewundernd. Zögernd setzte er hinzu: „Eine solche Schrift wär' schon gut, aber eine rechte Gültigkeit hat sie nicht. Schaut, der Florian ist nicht Euer Sohn und so muß sein Pflichttheil sicher gestellt werden. Der Staudach kann Euch daher nicht zur nächsten Erbin über das Ganze einsetzen."

Veronika war betroffen; doch faßte sie sich schnell

und rief: „Aber es muß doch möglich sein, den Jesuiten einen Strich durch die Rechnung zu machen?"

„Ein solches Mittel gäbe es schon," meinte Beck nach einigem Nachdenken. „Es braucht dem Testament, wie Ihr's vorher angabt, blos etwas zugesetzt zu werden. Nämlich, daß der Staudach seinen Buben für den Fall, daß er geistlich wird, wegen Ungehorsams enterbt."

Veronika athmete tief auf. „Und Ihr wollt mir eine solche Schrift aufsetzen?" fragte sie etwas hastig.

Beck antwortete nicht sogleich. Er dachte an das Testament Barthel Staudach's. Warum sollte er Veronika nicht gefällig sein? Seine Schöpfkelle aus Staudach's Seckel wurde ja dadurch nicht zerbrochen, selbst dann nicht, wenn auch die von ihm vorgeschlagene Bestimmung gesetzlich keine Giltigkeit hatte.

„Aber," wandte er noch ein, „der Staudach ist seinem Buben vielzusehr zugethan, als daß er eine solche Schrift unterzeichnen sollte."

„O," äußerte Veronika zuversichtlich, „es find't sich schon eine Gelegenheit, wo er's thut, wenn alles so kommt, wie ich's glaub'. Ihr setzt mir also die Schrift auf und bringt sie mir bald?"

Sie heftete einen ihrer tiefen Blicke, die ihr zu Gebot standen, auf ihn und er rief, indem er seinen Arm um ihre Taille legte:

„Ihr sollt die Schrift haben. Was thut Einer nicht für eine solche Frau, wie Ihr seid? Bei Gott, Bäuerin, Ihr seid die schönste Frau weit und breit."

„Ach geht!" entgegnete sie mit gedämpfter Stimme und drängte ihn sanft mit dem linken Ellbogen von sich.

„Zum Teixel!" seufzte er, „ich wollt', der Aloys wär' todt."

Sie kamen auf die Schützenwiese, wo sich inzwischen ein munteres Treiben entfaltet hatte. Die Jugend vor allen Dingen machte ihr Recht an das Leben geltend. Der Wetteifer der Bursche vor der Scheibe erhielt einen höheren Anreiz durch die zuschauenden Mädchen. Diese paßten scharf auf und bestraften den schlechten Schützen mit ihrem Spott. Gelegentlich bewies auch wohl eine stämmige Dirne, daß sie so gut und besser zu treffen wüßte, als mancher Bursche. Es mochte von diesen der Eine oder Andere wohl gerade deshalb pudeln, weil sein Schatz im kleidsamen Sonntagsputze dabeistand und er mehr an seines Mädchens hübsche Augen als an

das Ziel dachte, oder weil Eifersucht sein Blut in Wallung versetzte.

Aloys war der Einladung einiger Bekannten zu einem Trunk in das bei der Schützenwiese gelegene Wirthshaus gefolgt und hatte seinen Stutzen Florian überlassen, dem schon lange das Herz vor Begierde brannte, sein Schützenglück zu versuchen. Beck und Veronika trieben sich eine Weile unter den Leuten herum und blieben dann zuschauend bei dem Stande stehen. Beck forderte seine Begleiterin auf, auch einmal ihr Glück zu versuchen. Sie lehnte es ab; früher hätte sie wohl dann und wann einen Schuß zum Spaß gethan, aber das passe für eine verheirathete Frau nicht mehr. Beck ließ sich in seiner angeregten Stimmung nicht abweisen und scherzte, sie wisse wohl gar nicht mit dem Stutzen umzugehen; einen Gulden wolle er wetten, daß sie unter drei Schüssen keinmal die Scheibe treffe.

„Der Gulden ist's schon werth, das ich's probir'," entgegnete sie und nahm Florian das Gewehr, welches er eben geladen hatte, aus der Hand. Der Schuß krachte und der vorspringende Merker wies das Centrum. Die Umstehenden riefen Beifall; der Schreiber kaute nicht eben erfreut an seinem Schnurrbart.

Noch einmal schoß Veronika und zwar mit demselben Erfolge.

„Jetzt wett' ich noch einen Gulden, daß Ihr das dritte Mal nicht trefft!" rief Beck, hoffend, seinen Verlust wieder einzubringen.

Veronika nickte zustimmend, und nachdem Florian wieder geladen hatte, trat sie zum dritten Mal vor. Sie zielte ruhig und, krach! hatte der Schreiber auch den zweiten Gulden verspielt. Unter dem schadenfrohen Gelächter der Zuschauer holte Beck sein Taschenbuch hervor und legte zögernd zwei Guldenzettel in Veronika's ruhig ausgestreckte Hand.

„Das war leicht verdient!" rief sie vergnügt, und er, seinen Verdruß verwindend: „So eine Frau! Ihr seid in allem die Erste! Ja, vor Eurem Stutzen möcht' ich nicht Scheibe stehn."

„Ich glaub' selbst, daß ich Euch nicht fehlen würd'," versetzte sie gleichmüthig. „Aber jetzt lebet wohl; ich muß in's Dorf zum Rosenkranzbeten. Wir haben uns dazu Etliche an den Sonntagen zusammengethan."

Er wollte sie in das Dorf begleiten; sie bat ihn jedoch, es nicht zu thun und sagte, die Augen

niederschlagend: „Was würden die Leut' von mir denken?"

„Na, dann betet auch für meine Sünden," scherzte er.

„Ach ja, Ihr seid ein arger Sünder," versetzte sie leise mit einem festen Blick auf ihn und steckte die Hand in die Tasche, wo sich das Osterei und die Gulden befanden. „Lebet wohl und vergesset die Schrift nicht."

Sie wandte sich und schritt gerade und fest dem Dorfe zu. Beck schaute ihr eine Weile nach, und es schien, als ob unter dem Himmel nicht Luft genug für seine Lungen vorhanden wäre, so stark und geräuschvoll athmete er. Er zupfte an seinem leicht umgeschlungenen Halstuche, nahm den Hut ab und strich das Haar auf der Stirn zusammen, und seine vorstehenden, mattblauen Augen leuchteten vor Wonne und Eitelkeit. War er nicht ein wahrer Teufelskerl? Er schaute um sich, ob ihn Niemand bewunderte. Schief rückte er den Spitzhut auf das rechte Ohr. Er war jedoch nicht nur herausgekommen, um mit Veronika schön zu thun. Aloys sollte in den Beutel greifen und ihm auch die zwei an Veronika verspielten Gulden mit Wucher ersetzen. Einen Augenblick über-

legte er, ob er Aloys gleich aufsuchen, oder ob er mit seiner Erpressung warten sollte, bis er die Schrift für Veronika brächte. Die Schrift eilte jedoch nicht und so beschloß er, Aloys auf dessen Hof zu erwarten. Dorthin lenkte er seine Schritte und setzte sich auf das Bänklein neben der Hausthüre und schwelgte in der Vorstellung, daß er über das Herz Veronika's ebenso wie über den Geldbeutel ihres Mannes geböte.

Er brauchte nicht allzulange zu warten, so kamen Aloys und Florian, welcher das Schießzeug trug, daher. Es war so still, daß er sie schon von weitem reden hörte; was sie aber sprachen, konnte er nicht verstehen, und sie verstummten, als sie seiner ansichtig wurden. Dem Schreiber schien es, als ob Florian nasse Augen hätte.

„Was schafft Ihr denn noch so spät?" fragte Aloys rauh und ging, ohne Beck's Antwort abzuwarten, in die nach seinem Vater genannte Stube, wo er Florian Stutzen, Pulverhorn und Kugeltasche abnahm und mit dem Bemerken an ihre Stelle hing: „Nachher reden wir weiter, Florian."

Beck war durch das Benehmen Staudach's einen Augenblick stutzig geworden. Er hatte sich eingebildet, daß Aloys, seit er sich in seiner Gewalt befand,

geschmeidig geworden wäre. Wie wenig dies der Fall war, zeigte noch deutlicher die kurze, barsche Frage: „Was solls?" mit der sich Aloys an den Schreiber, der mit eingetreten war, wandte, nachdem Florian sich entfernt hatte.

„Bist ja kurz angebunden," versetzte Beck gereizt. „Da Du es bist, will ich es auch sein. Ich brauch' zweihundert Gulden."

Aloys verließ schweigend die Stube, und als er wiederkam, sagte er, ein Päckchen Zettel auf den Tisch legend: „Da sind hundert Gulden!"

„Was, mit dem Lumpengeld soll ich zufrieden sein?" brauste der Schreiber auf. „Wenn ich jetzt fünfhundert Gulden von Dir verlange, so mußt Du sie mir geben. Du bist in meiner Gewalt."

„Versuch's," versetzte Aloys verächtlich. „Du kriegst jetzt nicht mehr. Zu Grund' richten laß' ich mich nicht von Dir."

Er verlangte, Beck sollte ein für alle Male eine Abfindungssumme für das Testament bestimmen.

Davon wollte der Schreiber nichts wissen. „Schon darum thu' ich's nicht," rief er giftig, „weil Du glaubst, Du könntest Dich mir gegenüber auf's hohe Pferd setzen." — Sein Versuch, eine größere

Summe zu erpressen, blieb erfolglos. Er steckte endlich das Geld mit dem Bemerken ein, daß er für dieses Mal zufrieden sein wollte; aber Aloys möchte sich nicht einbilden, daß er immer so wohlfeil davonkommen würde. „Ich nehme bloß Rücksicht darauf," rief er, „daß Du mit Deiner Wirthschaft noch nicht im Schick bist."

Er entfernte sich voll Zorn.

Aloys blieb mit schweren Gedanken an die Zukunft in dem Lehnstuhl seines Vaters sitzen. Gab es denn kein Mittel, den Schreiber von sich abzuschütteln? Er durfte nicht hoffen, sich emporzuarbeiten, wenn Beck fortfuhr, wie ein Blutigel an ihm zu saugen. Ueberzeugt von seinem Rechte, schalt er bei sich auf die Gesetze, die es nicht gestatteten, Beck zur Herausgabe des gestohlenen Testaments zu zwingen. Sein alter Jugendtrotz, der es nie zugelassen, daß er Jemand ein gut Wort gab, wo es sich um sein eigenes Interesse handelte, regte sich wieder, Beck gegenüber aus der Verachtung entspringend. Lieber wollte er zu Grunde gehen, als dem Diebe freundlich thun.

Florian, welcher den Schreiber hatte fortgehen sehen, kam wieder in die Stube. Er hatte auf dem

Rückweg von dem Stand den Vater gebeten, ihm den Stutzen, den er schon einmal begehrt, jetzt zu eigen zu geben, nachdem er bewiesen, daß er mit dem Gewehr wohl umzugehen verstände. Aloys hatte daran angeknüpft, um ihm mitzutheilen, was über seine nächste Zukunft beschlossen sei. Ein Schütz sollte er werden, aber zunächst ein Fibelschütze. Florian hatte anfänglich geglaubt, daß der Vater nur scherzte, und auch jetzt noch regte sich eine leise Hoffnung in ihm, daß es so wäre. Es war ja undenkbar, daß er just dem Pater Gury überantwortet werden sollte, und wozu war es denn nöthig, daß er noch nachträglich getauft wurde? Aloys versicherte ihm, daß der Pater Gury nicht so schlimm wäre, wie er sich denselben vorstelle; aber getauft müßte er werden, sonst sei er ja kein Christ, und etwas lernen müßte er endlich auch. Florian war von den Vorstellungen und Gründen seines Vaters mehr betäubt als überzeugt. Es schien ihm Alles zu schwanken, wie das Mondlicht, welches vor ihnen auf den Dielen des Fußbodens zitterte.

Sein Verhältniß zur Stiefmutter war freilich so unangenehm wie möglich, und er hätte sich eher in Stücke reißen lassen, als daß er vor seinen Kameraden den Täufling abgegeben oder unter die ABC-

schützen des Meisters Griffl sich gesetzt hätte. Die bloße Vorstellung ihres Spottes über ihn trieb ihm das Blut in die Schläfen. Auch hätte er nicht jung sein müssen, wenn die Abwechselung, die Fremde, die Wunderdinge, welche man im Dorfe von Innsbruck erzählte, ihn nicht gelockt hätten. Aber dahinter stand die lange, dürre, schwarze Gestalt des Pater Gury mit den schlaff herabhängenden Armen, mit dem Todtenkopfe und den grünen Katzenaugen. Florian konnte nicht an ihn denken, ohne mit Grausen dessen naßkalte, knöcherne Finger an seinen Wangen zu fühlen. Die Vorstellung, daß dieser Mann Gewalt über ihn haben sollte, überfiel ihn immer wieder plötzlich und beklemmend, wie den Wanderer am heiteren Tag die aus den Klüften des Gebirges plötzlich aufsteigenden, grauen, eisigen Nebel.

Eva lockte schon am zweiten Feiertage aus ihm heraus, was ihn drückte. Die Gesellschaft seiner Kameraden meidend, trieb er sich im Gebirge umher. An einer Stelle oberhalb des Pfades, welcher zur Kögelalp führt, bildete herabgestürztes, von Moos überzogenes Gestein eine Art von Terrasse, von der eine riesige Wettertanne aufragte. Ihre Wurzeln durchflochten und umklammerten die Blöcke. Auf

diesen bemoosten Blöcken saß Eva und schlenkerte mit den Füßen. Florian gewahrte sie nicht eher, als bis sie ihn von droben anrief und heraufzukommen einlud — in ihr Sommerhaus, wie sie hinzusetzte. Florian folgte mißmüthig. Es war aber schwer, an der Seite der kleinen, sorglosen Plaudertasche trübselig zu bleiben. Sie lachte hell auf, als ihr Florian gebeichtet hatte, daß und weshalb er nach Innsbruck geschickt werden sollte.

„Nun gehören wir Zwei erst recht zusammen,“ agte sie. „Du bist nicht getauft und ich bin ein Nixenkind, das ist lustig. Weißt, in der Weihnachts-zeit, da hat mich eine weiße Frau aus dem See gebracht und meiner Mutter in den Schooß gelegt. Aber die war gar nicht m ine Mutter. Meine Mutter ist die Nixenkönigin im See. Sie trägt Perlen im Haar und Seerosen, und eine Kette von Muscheln um den Hals, und ihr Kleid ist von fließendem Silber. Ach, wie sie schön ist!“

„Aber ich geh' nicht nach Innsbruck!“ stieß Florian, der ihrer Schilderung nicht geachtet hatte, trotzig heraus. „Ich lauf' fort, fort in die Welt.“

Eva klatschte jubelnd in die Hände. Sie theilte seine Abneigung gegen das Lernen und seinen Wider-

willen vor dem Pater Gury. „Wenn ich doch auch ein Bub' wär'," seufzte sie. „Dann ging ich mit Dir." Sie malte es aus, wie prächtig es in der Welt sein müßte.

Es war nur ein plötzlicher Einfall von Florian gewesen; Eva's Phantasien erhitzten ihn, und wenn sie fortan zusammentrafen, kamen sie auf jenen Einfall zurück.

Und warum sollte er nicht fortlaufen? fragte er sich. Die Welt war so schön, so voll Sang und Duft und Glanz, und wurde mit jedem Tage schöner, und draußen gab es keinen Pater Gury und keine Stiefmutter. Er dachte an die Kinderschaaren, welche Ende Februar oder Anfangs März unter Führung eines Erwachsenen aus den armen Gebirgsdörfern nach Würtemberg und Baiern ziehen, wo sie sich für den Sommer an wohlhabende Bauern vermiethen. Neu gekleidet kehren sie dann im Herbst mit ihrem ersparten Lohn heim, der helfen muß, sie und die Ihrigen durch den Winter zu bringen, oder verwendet wird, um die Buben ein Handwerk erlernen zu lassen. Florian hatte eine solche Schaar von Knaben und Mädchen, worunter die Aeltesten kaum mehr als zwölf Jahre gezählt, durch das Achenthal kommen sehen.

Konnte er also nicht auch in die Fremde wandern? Er war ja weit älter und kräftiger als diese Knirpse, die in abgetragenen Schuhen und dürftigen Fähnlein dem Schnee und der Kälte trotzten. Ueberdieß hatte er ja schon ein großes Stück von der Welt gesehen. Auch er fand wohl leicht einen Dienst draußen in Würtemberg oder Baiern. Freilich, dem Bauern die Gänse oder Schafe hüten, das war nicht nach seinem Geschmack. Er konnte ja aber vortrefflich schießen und fand gewiß als Jäger ein Unterkommen, und es fragte in der Welt schwerlich jemand danach, ob er getauft sei oder nicht.

Eva, welche ihn zu allen den schönen und versteckten Plätzen in Wald und Gebirge führte, von denen sie ihm während des Winters Wunderdinge erzählt hatte, bestärkte ihn nach besten Kräften in seinen Fluchtvorsätzen. Aber sie bestand darauf, daß er in der Nacht seine Wanderschaft antrete. Denn so machten es Alle, welche heimlich von Hause fortliefen. Besonders freute sie sich auf die Augen, welche seine Stiefmutter machen würde, wenn sie eines schönen Morgens das Nest leer fände.

Die Luftschlösser, welche die Beiden bauten, und wobei Schmuck und Auszierung zumeist auf Eva's

Theil fielen, erhielten jedoch manchen Stoß durch die Wirklichkeit, die ihr Recht über Florian behauptete, sobald er dem Zauberbann der kleinen Hexe entflohen war. Der Vater machte ja kein Hehl daraus, daß er seine einzige Freude war, und Florian selbst fühlte, wie fest sein Herz an dem Vater hing. Allein Pfingsten, wo er nach Innsbruck abreisen sollte, kam immer näher und die Antriebe der Selbstsucht und des Leichtsinns, in seinen Jahren mit voller Naturkraft wirkend, waren stärker als seine Liebe. Sein Gewissen beschwichtigte er damit, daß er sich ja so wie so von dem Vater trennen müßte, und es ihm während der Zeit, die für seinen Aufenthalt in der Jesuitenschule ausgesetzt war, nicht fehlen könnte, in der Welt ein Unterkommen zu finden. Dann war ja Alles gut.

Als nun jedoch der Abend gekommen war, welcher sein letzter unter dem väterlichen Dache sein sollte, da wurde ihm die Brust gar eng. Eva hatte vor Freuden getanzt und gesprungen, wie er Nachmittags von ihr Abschied genommen. Er aber mußte sich beim Abendessen Gewalt anthun, um einen Bissen hinunterzubekommen, und den Vater wagte er gar nicht anzusehen, aus Furcht, sich zu verrathen. Wäh-

rend des Essens steckte der alte Mayr den Kopf zur Hausthüre herein, und Veronika fragte spitz, was ihnen denn die seltene Ehre verschaffe?

„Ich thu' Euch keine Ehr' an," entgegnete der Alte mit ruhiger Grobheit. „Ich hab' bloß mit dem Staubach was zu reden, nachher, wenn er gegessen hat."

Damit setzte er sich wartend vor der Thür auf die Bank, und als Staubach nach dem Essen zu ihm hinausging, begab sich Florian auf seine Kammer, um seine letzten Vorbereitungen zur Flucht zu treffen. Das war bald geschehen. Er hatte nur die wenigen Kreuzer, aus denen seine Baarschaft bestand, nochmals zu überzählen und seinen Sonntagsanzug anzulegen. Dann setzte er sich auf den Rand seines Bettes, neben sich die Schuhe, die er noch nicht angezogen, und in der Hand den derben Stecken, den er sich für die Wanderschaft geschnitten hatte, und wartete, bis Alle im Hause zur Ruhe gegangen sein würden. Nur dann und wann unterbrach ein Laut die abendliche Stille, und Florian ward es immer beklommener, als ob die Wände seiner Kammer rings um ihn zusammenrückten.

Das Weinen war ihm nahe. Dann hörte er, wie unten sein Vater sagte: „Ich dank' Dir!" und der alte Mayr: „Keine Ursach' nicht; es war bloß recht so!" Nun war Alles still. Plötzlich ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen. Florian lauschte erschrocken. Gleich darauf trat die große Gestalt seines Vaters durch die Kammerthüre gebückt herein. Florian saß regungslos, erstarrt.

„Also hat der alte Mayr doch Recht gehabt?" sagte Aloys nach einem Blick auf den Sohn. „Ich hab's nicht glauben mögen."

Florian entfiel der Wanderstab; ein Wort brachte er nicht hervor.

„Was hab' ich Dir denn gethan," fuhr der Vater traurig fort, „daß Du von mir fortlaufen willst, wie ein Dieb in der Nacht? Hab' ich Dich denn nicht immer lieb gehabt, so lang' Du auf der Welt bist? Jesus, Maria, ist's denn wirklich wahr, daß unsere Sünden gestraft werden an unseren Kindern und Kindeskindern?"

„Vater!" stotterte und stammelte der Bube. „Vater! Vater!" Er sprang auf und warf sich diesem an die Brust.

Aloys seufzte: „Das Fortgehen ist schon leicht, aber das Wiederkommen — —“ Er setzte sich auf die Bettstelle, Florian an seine Seite ziehend, und fuhr fort: „Ja, das Fortgehen ist halt nicht schwer, und ich selbst that's meinem Vater im Zorn, da war's leicht. Aber Du hast doch keinen Zorn auf mich?“

Florian ergriff seine Hand und streichelte sie.

„Jetzt muß ich das auch fühlen!“ murmelte Aloys und blieb einige Sekunden lang still, in Sinnen versunken an die Zeit, wo er selbst die Heimath verlassen hatte, aber nicht heimlich, wie es sein Sohn gewollt. Dann sagte er: „Ja, schau, wie ich nachher wiederkam, da war mein Vater todt, und ich hatt' geholfen, ihn in die Grube bringen.“

„O, Vater, sei mir doch ja nicht bös',“ bat Florian.

„Ich bin Dir nicht bös',“ versetzte dieser; „denn es hat so kommen sollen, daß ich lernte, wie einem Vater zu Muthe ist, den sein einziges Kind verläßt. — Aber dumm bist doch,“ fuhr er sich ermannend fort. „Hast doch sonst nicht leicht Angst vor was. Was kann Dir der Pater Gury denn thun? Innsbruck ist ja nicht aus der Welt, und brauchst mir ja

nur ein Wörtlein sagen zu lassen, wenn sie Dir dort Ueberlast thun oder Unrecht."

Florian senkte beschämt den Kopf; es wurde ihm erst jetzt deutlich, daß er aus Feigheit hatte fortlaufen wollen.

Der Vater forderte von ihm das Versprechen, daß er keinen zweiten Fluchtversuch machen und getreulich seine Zeit in der Schule aushalten wollte. „Zwei Jahre sind ja bald herum," tröstete er, und Florian versprach mit Mund und Handschlag auszudauern.

„Aber der Stiefmutter sagst nichts von alledem?" bat er.

Aloys sagte es zu und ging hinunter.

Florians Empfindung am nächsten Morgen war keineswegs eine unangenehme, zumal ein allgemeiner Landregen stetig und fein auf die Dachschindeln niederrieselte. An schlechtes Wetter hatte er bei seinen Fluchtentwürfen nicht gedacht. Indessen würde ihn, einmal auf der Wanderschaft, der Regen gewiß nicht zur Umkehr vermocht haben. Er hinderte ihn aber, Eva zur Rede zu stellen; denn auf ihren Lieblingsplätzen im Freien war sie bei dem schlechten Wetter schwerlich zu finden, und aus Scham vor dem alten

Mayr wagte er sich nicht in das Jägerhaus. Er zürnte Eva; denn wie konnte ihr Großvater um die von ihm beabsichtigte Flucht wissen, wenn sie ihn nicht verrathen hatte. „Das kommt davon, wenn man sich mit diesen albernen Dirnen einläßt,“ sagte er voll Stolz auf seine Männlichkeit.

Der folgende Tag war schön, und um die Vesperzeit ging Florian nach Eva's Sommerhaus, der Wettertanne. Die jungen, hellgrünen Frühlingssprossen an allen Spitzen der Zweige und Aeste gaben der Tanne das Aussehen eines riesigen, mit Kerzen besteckten Weihnachtsbaumes. Die über dem Rabenspitz stehende Sonne bekleidete das Gezweig mit Rauschgold. In der schattigen, kühlen Halle, welche durch die kräftigen, mit ihren Enden der Erde zustrebenden Aeste gebildet wurde, lag Eva auf dem frischen Moose und schlief, eingewiegt von den Goldammern und Finken, die über ihr schlugen und lockten. Sie hatte den linken Arm unter den von den röthlichen Flechten umkränzten Kopf geschoben; der rechte ruhte lässig im Schooß unter einer Menge von Maiglöckchen. Ein feines Roth färbte ihre hageren Wangen und um den hübschen Mund spielte ein glückliches Lächeln. Neben ihr lag ihr Hut, den sie ringsum mit Maiblumen besteckt

hatte. Ihr Schlaf war jedoch so leise, wie der eines Vogels; denn als Florian die Tannenzweige ein wenig bei Seite schob, um bequemer in das Sommerhaus zu gelangen, öffnete sie die Augen. Eine Sekunde später setzte sie sich rasch aufwärts und schaute Florian an, ungewiß, ob sie wachte oder noch träumte. Denn sie glaubte ihn längst weit über alle Berge, und wenn sie auf seine Vorwürfe, mit denen er sie nun überhäufte, betheuerte, daß sie dem Großvater kein Wörtlein gesagt habe, so sprach sie die Wahrheit. Aber verrathen hatte sie ihn dennoch, wenn auch unabsichtlich und unwissentlich. In der Freude ihres Herzens über seine Flucht waren ihr Aeußerungen entschlüpft, welche den Argwohn des Großvaters erregt hatten.

Sie schmollte wegen des Verdachts, in welchem Florian sie hatte, und er sagte: „Es ist gut, daß ich nicht fortgelaufen bin, es wär' Feigheit gewesen und ich fürcht' mich gar nicht vor dem Pater Gury."

Er machte ein sehr zuversichtliches Gesicht, und Eva vergaß über die Bewunderung seines Muthes ihr Schmollen. Sie ordnete ihre Blumen und nach einer Weile sagte sie: „Ja, es ist gut, daß Du nicht

fortgelaufen bist; Du hättest doch wiederkommen müssen."

„Wie so denn?" fragte er.

„Ja, hast denn vergessen, daß Du das Annerl erlösen und heirathen mußt?"

„Unsinn!" antwortete er verächtlich. „Was geht mich das Annerl an? Ich kenn's ja gar nicht."

Sie meinte, das thäte nichts; heirathen müßte er es doch.

„Ich heirath' aber gar nicht," entgegnete er und fast mit der Miene eines Don Juan setzte er hinzu: es gäbe auf der Welt Mädel genug, die er nachher heirathen könnte, wenn er wollte.

„Aber keine wie das Annerl," rief sie eifrig, „und Du bist ein schlechter Bub', wenn Du es nicht heirathen thust."

„Jetzt erst recht nicht," eiferte er trotzig.

„Du willst nicht?" rief sie aufspringend und blitzte ihn mit ihren blauen Augen zornig an.

„Nein, nein, nein!" schrie er mit dem Fuße dazu stampfend.

Zitternd vor Aufregung trat sie dicht vor ihn und drohte: „Du!" —

„Ich pfeif' auf das Annerl und alle Madlen," rief er und sprang von der Terrasse hinunter.

„O, Du ganz schlechter Bub'!" schrie sie ihm zornig nach. „Jetzt magst hinlaufen, wohin Du willst; mit uns ist's aus."

Er schoß zwischen den Tannen hinunter, bis er den Pfad erreichte. Dort stieß er einen jener Rufe aus, wie ihn die jungen Bursche erschallen lassen, welche beim Holzfällen oder ähnlichen Arbeiten im Gebirge beschäftigt sind, wann sie für den Ueberschuß ihrer Kräfte einen Ausweg suchen. Der Ruf ist eine Herausforderung an alle Welt, und wer ihn vernimmt, ohne ihm Folge zu leisten, gilt für einen Feigling. Florian suchte keinen Gegner; er wollte nur Eva zu verstehen geben, daß er sich aus ihrem Zorn nichts mache.

Es hatte aber Einer die Herausforderung gehört: das war Veit Grifffl, des Schulmeisters ältester Bube, dessen kindliches Herz kein größeres Vergnügen kannte, als alles Lebende, was schwächer war als er, Thiere und Kinder, zu quälen. Veit Grifffl fühlte jedoch nicht die mindeste Lust, den Kampfruf zu beantworten und als er in dem Rufer Florian erkannte, tauchte er schnell hinter dem nächsten Gebüsch unter.

Florian's Faust hatte schon einige Male gar zu unsanft in seine harmlosen Vergnügungen eingegriffen. —

Zwei Tage später, es war noch ungefähr eine Woche bis Pfingsten, kam ein Mann in einem Einspänner auf den Hof gefahren, der sich als einen Abgesandten des Pater Gury zu erkennen gab. Es war ein Produktenhändler aus Innsbruck, den seine Geschäfte das Innthal hinuntergeführt hatten, und der nun auf dem Heimwege begriffen war. Wenn Florian's Ausrüstung bereit wäre, wollte er ihn gern mitnehmen, um dem Pater Gury gefällig zu sein. Veronika nahm den Gast hoch auf, der gesprächig war und gern einen Spaß machte. Von den Jesuiten wußte er nicht Gutes genug zu erzählen: so viel wie sie thäte Niemand für die Armen; ihre Schule erfreute sich des zahlreichsten Besuches, und es sei erstaunlich, was die Zöglinge, unter denen sich auch mancher junge Adelige befände, in kurzer Zeit alles lernten. Mit Aloys suchte er ein Getreidelieferungsgeschäft abzuschließen. Es kam zwar nicht zu Stande, gab aber Veranlassung, daß ihn Aloys in seinen Scheunen und Ställen herumführte, seine Felder mit ihm beging und ihm über seine wirthschaftlichen Verhältnisse rückhaltlos Auskunft gab.

In der Frühe des nächsten Morgens fuhr Florian der Bestimmung entgegen, die ein Weib und ein Jesuit in stillschweigendem Einverständniß zu seinem Unheil ausgeklügelt hatten. Die Sonne war noch nicht über die Berge heraufgekommen und auf dem See wogten und wallten noch die Nebel. Florian's Begleiter gähnte wiederholt laut; den armen Buben fröstelte es, aber er hielt sein Herz fest: der Pater Gury sollte ihn nicht unterkriegen. Eva hatte er seit seinem Streit mit ihr nicht wiedergesehen. Als er am Abend nach dem Jägerhause gekommen war, um von dem alten Mayr Abschied zu nehmen, hatte sie ihn kommen sehen und sich versteckt. Jetzt saß sie auf der Bank vor dem Seehause und wie das Gefährt vorüberrollte rief sie lustig: „Behüt Dich Gott, Florian, und vergiß das Annerl nicht!“

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

		Seite
Erstes Capitel.	Auferstanden von den Todten	1
Zweites „	Der Schreiber Jakob Beck sucht und findet	27
Drittes „	Fort von Haus und Hof . .	65
Viertes „	Der rechte Erbe	86
Fünftes „	Die alten Schatten gehen zur Ruhe	117
Sechstes „	Das verhängnißvolle Schriftstück	156
Siebentes „	Der Bau des Glücks auf schwankendem Grunde	193
Achtes „	Die Jesuiten halten eine Mission ab	223
Neuntes „	Die langen Röcke triumphiren	247
Zehntes „	Die Verschwörung unter der Tanne	271


Stanford University Libraries
3 6105 015 271 401